

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 10.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 29. Februar 1892.

Vierteljährlich
2½ Mark = 1½ fl. ö. W.

38. Jahrg.

Plein air.

Eine Künstlergeschichte von E. M. Vacano.

(Schluß von S. 75.)

Nachdruck verboten.

7. Kapitel. Blumenstück.

Am nächsten Tage lebte Fritz Söld wie im Fieber. Gegen Abend überkam es ihn wie eine Krisis seiner Situation, und er schalt sich einen Narren. La diva Cosetti! Sie hatte sich jedenfalls über ihn lustig gemacht. Sie wußte heute gar nicht mehr, daß er auf der Welt war. Oder er hatte geträumt. Er ging an diesem Abend nicht ins Theater. Aber er schlief auch nicht. Er saß auf der Riva dei Schiavoni in dem tiefen Thorbogen eines Hauses neben der Seufzerbrücke und schaute nach Santa Maria Maggiore hinüber, die von dichtem Wassernebelschleier umwallt wurde. Er war überzeugt, wenn diese Schleier durch die Macht einer Mondlichtflut zerrissen würden, sei dahinter ein dunkles, schwarzes Nichts. Alles im Leben war Phantasie, Einbildung — selbst die Liebe, selbst der Schmerz.

Der Schmerz? Ja, vielleicht war auch der eine Einbildung, aber wie schrecklich war sie, diese Einbildung! Wie lang währte die Nacht! Wie häßlich und glanzlos die Sonne des nächsten Tages. Und alle die anderen Leute sagten: „Welche Glut!“

Wie er im Dekorationsatelier malte, kam Besuch — d. h. nicht Herrenbesuch, der nichts Seltenes war, sondern Damenbesuch. Er hörte im ersten Atelierzaale lachen und plaudern, und ein silbernes Lachen war es. Dann kam Direktor Nummer eins herein, holte Signor Noletti und schoß wieder hinaus. Die Kameraden Fritz Söld's gingen an die Thüre und guckten hinaus. „Die Cosetti ist da!“ hieß es dann halblaut. „Die Cosetti selber mit dem Kunstmäzen Liveretti und dem General Menabrea, von denen der eine ihr Anbeter, der andere ihr Verlobter sein soll.“

„Anbeter! Verlobter!“ sagten andere ebenso flüsternd. „Unsinn! Es sind zwei Hunde, Luxushunde, ein Windhund und eine Dogge, die sie an der Leine führt und aufwarten und ihre Künste machen läßt.“

Fritz stand einen Augenblick wie gebannt an seinem Platz. Dann wollte er ebenfalls an die Thüre schleichen und hinaussehen.

Aber da war sie schon, da war sie schon. Sie raschelte in ihrem silbergrauen Seidenkleide mit dem Enthufastien, dem General, dem Direktor und dem Theatermaler an Fritz vorbei und schaute durch ihre Vognette das Gebüsch mit den welkenden weißen Jasminblüten an, an welchem er malte.

„Also nicht wahr,“ sagte sie im Vorbeikommen zu Signor Noletti, „Sie zeigen mir die Skizzen zur Apotheose, derentwegen ich hergekommen bin? Ich will danach meine Stellung richten, die pose — et c'est la pose, qui fait tout, vous savez! Arrangieren Sie die Wolken so, daß ich die Stellung der heiligen Cäcilia annehme, die von den Engeln gegen Himmel getragen wird — nach dem bekannten Bilde —“ Dann richtete sie es ein, daß die Herren zu dem Schranke, wo die Skizzen aufbewahrt wurden, voranschritten, und blieb einen Schritt zurück, als interessierte sie die Art des Malens. „Guten Morgen,“ sagte sie dabei halblaut zu Fritz, als ob sie eine Frage an ihn richtete. „Malen Sie doch ein wenig wehende Luft in dieses Jasmingebüsch — und ein bißchen Mondschein!“

Die Herren wandten sich jetzt nach ihr um, und sie grüßte Fritz — nicht durch ein Kopfnicken, sondern indem sie ihre schwarzbehandschuhete Hand leicht auf die Hand des Malers legte, mit welcher er den Pinsel hielt.

Diese Berührung war flüchtig, leise, kaum so, wie ein Libellenflügel ein Weidenblatt streift, und doch fuhr sie dem Maler wie ein Funken ins Herz. Er erinnerte sich — unglaublich rasch, wie ein Ausleuchten und Erlöschen war diese Erinnerung! — an ein altes Bild, das er in einer Klosterkirche gesehen vor langer, langer Zeit: wo die heilige Theresia in Verzückung fällt, da ein Engel ihr die Stelle ihres Herzens mit einem glühenden, leuchtenden Pfeile berührt: so mußte das Gefühl gewesen sein! Und die Hand hatte sie berührt, mit der er malte! Es war ihm, als sei die Muse seiner Kunst an ihm vorübergeschwebt und habe diese Hand geweiht durch diese Berührung — ach, es war ihm, als sei diese Hand nun gefest, mit Wunderkräften ausgestattet, er fühlte sich imstande, die größten Meisterwerke zu schaffen — im Nu, wie spielend, wie man lächelt, wie man ein Liedchen singt.

O, du Liebe in junger Brust, wie hoch entführst du den Künstler, adlerhoch, sommehoch!

Und dennoch — er konnte jetzt nicht mehr weiter malen, als sie vorübergegangen war! Hatte sie ihm diese Hand verzaubert, gelähmt? War sie kein Engel, sondern eine Hexe? Die böse Märchen-Pate, welche ihm alles Können, alles Talent

nahm, für sich nahm, ihm, dem Kinde, das in der Wiege eines neuen Lebens lag?

Jetzt hörte er seinen Namen. Zwei, drei Skizzen der Apotheosen-Deoration hatte die Cosetti mit ihren Begleitern beichtigt und sagte nun — laut, klar, unbefangen: „Also Sie leihen mir diese Blätter nach Hause, Signor Noletti! Ich danke. Der junge Mann dort (sie deutete auf Fritz) hat versprochen, sie mir in die Wohnung zu bringen.“

Und damit plauderte sie von anderen Dingen, schritt an

verschiedenen Leinwänden vorüber, und dann verließ sie ihr Lachen, ihr Geplauder, und sie hatte das Atelier verlassen.

Noch ehe die Essenszeit gekommen war, kam Signor Noletti wieder in den Saal zurück, rollte die gewählten Skizzen zusammen und sagte zu Fritz: „Signora Cosetti hat mir gesagt, Sie wollten ihr die Sachen da in ihre Wohnung bringen. Sie kennen dieselbe also? Riva dei Schiavoni, Nummer 9. Lassen Sie doch die Arbeit jetzt und machen Sie sich gleich auf den Weg. Apropos: woher kennen Sie die Signora?“



Die Multiplikation. Gemälde von Katha Perugini.

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

„Ich traf sie früher in Mailand,“ sagte Fritz mit der raschen Verlogenheit eines Verliebten. Hatte sie nicht auch gelogen?

Dann zog er seine Arbeitsbluse aus und sein Sammetröckchen an und überdachte, ob er noch nach Hause gehen und sorgfältiger Toilette machen sollte. Aber er hatte nicht den Mut, so viel Zeit zu verschwenden. Er machte den Weg nach der Riva wie auf Wolken.

Was es denn möglich? War es denn möglich? Was war möglich? Der Sonnenschein in seiner Seele verlosch jetzt wieder, als er vor ihrem Hause stand — seltsamerweise war es dasselbe Haus, an dessen Thor er die Nacht durchwacht! Es konnte Zufall sein, daß sie ihn gewähnt hatte, ihr die Skizzen zu bringen. Sie dachte eben an ihn, wie an einen Dienstmann, wie an einen Bedienten. Es konnte Zufall sein, daß sie seine Hand berührt. Sie war jetzt gewiß noch auf der Probe, oder sie fuhr spazieren in ihrer Gondel, und war nicht zu Hause. Und er war ein Verrückter. Nein, er war noch ärger, ein Dummkopf.

Die cameriera, die alte Teresa, nahm ihn die Skizzen nicht ab, als sie ihn im Vorzimmer empfing, sondern sagte mit dem echten, maskierten, halbdunkeln Lächeln der italienischen „Vertrauten“: „Nein, nein, tragen Sie das nur selber zur Signora hinein. Sie wartet auf Sie. Hier durch diese Thüre. Die Signora wird so gleich erscheinen.“

Und er stand in ihrem Salon. In einem kleinen Salon, einem künstlerisch, nicht kokett ausgestatteten Salon. In einer Ecke stand das obligate Piano; einige Vorbeerkränze hingen an den Wänden, an denen nur ältere Stiche — Porträts berühmter Sänger — angebracht waren. Auf dem offenen, kleinen Balkon, vor welchem sich nur ein dünner Musselinvorhang wie ein Segel blähte, lagen einige ungeheure verwelkende Bouquets. Noten waren überall zerstreut. Auf dem Tische lagen Albums und Musikzeitungen. Alles hier erinnerte an die Künstlerin, nichts an das Weib.

Sie kam so lange nicht. Er vergaß, wo er war und wer er war. Er fühlte sich wie daheim hier. Er trat an den Tisch und schlug ein Album auf. Signora Cosetti in der Rolle, in dieser Partie.

Eine leichte Hand (o, er kannte schon diese leichte, bezaubernde Berührung!) lag auf seiner Schulter. Und die Cosetti sagte: „Sie haben die Skizzen gebracht? Ich danke Ihnen. Sie sind sehr liebenswürdig. Segen Sie sich doch. So. Ich will Ihnen eine Cigarette anzünden.“

Sie rauchte die Cigarette, welche sie soeben selber gedreht hatte, an, und reichte sie ihm dann.

Wie natürlich ihm das alles vorkam! Es war ihm, als kenne er sie schon seit Jahren. Und er saß neben ihr, und sie plauderten.

Nachdem sie von diesem und jenem gesprochen, was man eben so sagt, um sich's gegenseitig behaglich zu machen, fuhr sie fort: „Und nun sagen Sie, wie lange soll diese Maskerade noch dauern?“

„Welche Maskerade?“

„Sie werden doch nicht Dekorationsmaler bleiben? Sie, der Künstler?“

„Ich muß meinen Lebensunterhalt verdienen,“ zwang er sich zu sagen. Er mußte seiner Seele die Flügel festhalten, wie einer Taube, die entfliehen will.

„Das ist Unfimm. Es ist, als ob eine Raupe sagen wollte: „Ich will kein Schmetterling werden, sondern in meiner Holzschachtel mit einem grünen Blatte liegen bleiben.“ Was kann sie dagegen thun, daß sie ein Schmetterling werden muß, einfach darum, weil sie — schon einer ist?“

„Ja, das ist eben das Unglück. Der Schmetterling gaukelt eine Stunde über die Blumen und wird dann von einem Waben gefangen und aufgespießt — und ist tot, qualvoll gestorben.“

„Um in ewiger Schönheit und in ewigem Farbenglanz zu prangen,“ sagte sie ernst.

Er antwortete nicht gleich. „Und woran sehen Sie, daß ich wirklich ein Künstler bin?“ fragte er dann, sich wieder in in seinen Trotz flüchtend. „Daß ich ein Auserwählter sein soll?“

„Als ob man die Bilder eines Menschen gesehen haben müßte, um zu wissen, was er leisten kann. Halten Sie mich doch nicht für so dumm. Die Meisterwerke, welche Sie noch schaffen können, glänzen Ihnen im Auge. O, nicht, weil es hübsche Augen, sondern weil es lebende Augen sind.“

„Was soll ich malen?“

„Soll ich Ihnen sagen, was Sie schon gemalt haben? Was Sie malen können?“

„Ich wäre neugierig darauf.“

„Eine offene Felschlucht. Einige Zwergbäume, verkrüppelt und verschoben wie Bettlergestalten. Ein paar verprengte und verwundete Landsknechte, die wissen, daß sie den suchenden Feinden nicht mehr entgegen können. Ein zorniger Wind zauselt die Büsche und Bäume, daß die Blätter aneinander rascheln und rauschen, wie leise weinende, gezüchtigte Kinder. Die Felsen hartes, sprödes Gestein. Ein paar weiße, windgezaufte Wolken vom trostlos grauen Himmel aus wie Leichten über den Toten suchend, den sie bedecken sollen. Die Condottieri wissen, daß das ihre Leichten sind.“

„Das ist ein Bild von Salvator Rosa.“

„Ja. Und das ist Ihr Genre. Salvator Rosa hat keine Schüler gehabt, oder er hat wenigstens keine Schule gestiftet. Sie sind sein Nachfolger, wenn Sie es sein wollen. Solche Bilder lese ich in Ihren Augen, in den traurigen, unstillen, irrenden, gebietenden und doch kindlich hilflosen Augen. Sie können die Natur in ihrer flüchtigsten Eile erfassen, wenn — sich der Schutzengel findet, der Ihnen das sagt, was ich Ihnen jetzt gesagt habe.“

„Wie kommt es, daß Sie so viel Anteil an mir nehmen?“ sagte er und gab sich ganz dem beseligenden Glücke hin, das er in sich fühlte.

„Ja, wie kommt man dazu!“ sagte sie sinnend. „Ich sehe eine weltende, prächtige Blume von ihrem Stiel gerissen auf meinem Wege liegen. Ich nehme sie auf. Sie duftet noch sanft. Ich nehme sie nach Hause und setze sie in ein Wasserglas, wo sie wieder auflebt.“

„Um in der nächsten Stunde doch zu welken.“

„Ja. Aber sie hat dann doch gelebt — die Ewigkeit einer Stunde hindurch.“ Sie schwiegen beide einen Augenblick hindurch. Er erhob sich, trat an das Fenster und schaute auf die lebensbunte Gondelwelt des Hafens hinaus. Es war ihm, als habe er in ihrer Stimme einen längst bekannnten, lang-

verlorenen Ton wiedergefunden. Den Ton, der in der Stimme seiner Mutter lebte, wenn sie den weinenden Knaben getröstet hatte.

Sie war zu ihm getreten und folgte seinen Blicken. „Sehen Sie dort an der Giudecca die beiden Gondeln?“ sagte sie. „Auf der einen liegt eine Leiche im Sarge. Auf der andern ziehen junge Leute mit Instrumenten zu irgend einem Feste. Sehen Sie nicht, um wie viel schöner und heiterer das letzte Fahrzeug ist?“

„Kann der Leichnam sich wieder erheben, die toten Augen wieder öffnen und in die andere Gondel steigen, welche nach dem Vido fährt?“

Sie schaute ihn an und sagte langsam: „Und Jesus trat zu dem toten Jüngling, berührte ihn und sprach: „Stehe auf und wandle!“ Glauben Sie nicht, daß dieses Wunder täglich, stündlich um uns geschieht?“

„Wo wandelt ein Heiland zwischen uns?“

„Er wählt manchmal seinen Stellvertreter. Oft verleiht er selbst einem armen, demütigen Weibe, die guten Willens ist, die Macht, die wunderwirkende. Toter Künstler, hörst du meine Stimme?“

„Ja,“ sagte er einfach und erhob seine Augen dankbar zu den ihrigen.

„Dann stehe auf und wandle.“ Und wieder klang ihm der langvermisste Ton der Mutter aus dieser Stimme. Und er neigte sein Haupt, traumverloren, denn seine Seele zog weite Kreise über seinem fernem Heim. Sie fuhr fort: „Wandle und male!“

„Was?“ fragte er.

„Wollen Sie mich porträtieren?“ sagte sie. „Ich bestelle das Bild.“

„Sie wissen doch, ich bin Landschaftsmaler.“

„Was thut das? Malen Sie mir meine Landschaft, und mich selber als flüchtig skizzierte Staffage in derselben.“

„Ihre Landschaft!“ sagte er.

Sie wurde plötzlich tiefer, fast finster. Ihre Augen suchten die Erde, als sähe sie dort Gräber. Ein Schatten lag über ihrem Gesichte, wie ein Trauerschleier. Und ihre Stimme klang hart, fremd, wie sie langsam sagte, noch immer in unsichtbaren Gräbern forschend mit ihren Blicken: „Malen Sie mir ein wildes, einsames Felseneiland. Ein Schiff, von Griechen bemannt, verschwindet im fernem Nebel. Da haben Sie Landschaft und Marine. Im Vordergrund steht ein verlassen, verzweifeltes Weib — Ariadne. Sie können diesen Schmerz, diese Trauer, diese Verzweiflung in dem winzigen Staffagenfigurchen durch einen Schleier verhüllen, wie jener alte Maler den Schmerz Agamemnon's über sein geopfertes Kind. Ich werde doch wissen, daß ich selber dieses verlassene Weib bin. Ariadne auf Naxos. Wollen Sie das malen?“

„Muß ich nicht, wenn Sie es wünschen?“

„Gehören Sie denn mir?“

„Wissen Sie das nicht?“

„Das ist gut,“ sagte sie aufatmend. Und jetzt lächelte sie wieder. „Vor allem aber sagen Sie heute noch unserm Direktor, daß Sie eine andere Beschäftigung gefunden haben, daß Sie wieder für sich malen. Ich kann's nicht ertragen, daß man sagt, ich empfangen die Besuche eines Theatermalegehilfen, weil er ein hübscher Junge ist. Sie begreifen das doch!“

„Noch eine Frage?“ sagte er. „Warum wollen Sie eben als Ariadne gemalt sein?“

Sie antwortete nicht gleich. Dann sagte sie langsam: „Und in dem Augenblicke, wo Ariadne sich ins Meer stürzen wollte, betrat ein Gott die Insel und hielt sie zurück im Leben.“

Er wurde rot vor Glück.

Aber sie fuhr ernst fort: „Wir beide wollen Freunde sein. Mißverstehen Sie mich nicht. Begreifen Sie nicht, daß, wenn ich Ihr Heiland sein kann, der den Jüngling von Nain erweckt, Sie auch mir ein Halt, ein Erwecker aus wüsten Todessträumen sein können? O, halten Sie das nicht für eine leichte Schmeichelei, für eine Koterie einer vielleicht leichtsinnigen Frau. Bei Gott, das bin ich nicht. Eines Freundes bedarf ich, keines Anbeters. Wir beide müssen gefunden. So wahr ich hier mit Ihnen stehe — so wahr soll zwischen uns nie ein Liebesverhältnis bestehen. Das wäre Ihrer nicht würdig, und meiner nicht. Und nun leben Sie wohl, mein Freund, und — auf Wiedersehen.“

8. Kapitel. Eingeschlagene Farben auf dem Lebensbilde.

Wochen waren seit jenem Tage vergangen. Fritz Söb malte noch immer an dem Bilde für die Cosetti. Nicht mehr an der Ariadne, welche er schon als Skizze beiseite gelegt hatte. Es hatte ihm weh gethan, das schöne, das gute, das herrliche Weib, in dessen Vorne er lebte, unglücklich und verschmäht zu malen. Er hatte ein anderes Bild begonnen und war beinahe fertig damit. Es war ein eigenwilliges Bild. Ein herbstliches Feld. Kalte, klare Luft, weiße Wolken wie Blüten. Braungelbes Vieh in der Ferne. Ganz im Vordergrund das Gestein des Feldraines. Und über die ganze Breite des Bildes jagt im Hintergrunde ein wildes Durcheinander von Pferden, mit Reitern und Reiterinnen in roten Röcken. Und davor und daneben eine Meute von gleichartigen gefleckten Hunden.

Im Vordergrund, ganz vorn, liegt eine Amazone im ziegelroten Reittuche, deren Pferd durchgegangen war, ohne daß die weiterbrausende Jagd es bemerkt hatte, und die von ihrem Renner abgeworfen worden war, und daliegt — tot — mit einer klaffenden Wunde an der Schläfe, und diese Frau trug die Züge der Cosetti — erkennbar, meisterhaft getroffen, wenn auch so Miniatur, wie ein Meißonnier.

Es war ein seltsames Thema, seltsam angeführt; gleichsam nur in Farben, nicht in Umrissen — in kaltem, herbstlichem Lichte, das ungeheure, langgezogene Schatten warf — ein Trösteln ließ durch das ganze Bild.

Und Fritz saß da und vollendete den Kopf der Verunglückten nach dem Modell, welches vor ihm in einem Schaukelstuhl saß voll Leben und Schönheit. Sie selber hatte ihm die Idee zu dem Bilde gegeben in einer ihrer unermüdblichen Künstlerlaunen.

„Wie wahr das ist!“ sagte sie nach einem langen Blicke auf das Bild. „Wie echt dieses Ersterben des Jahres in der glasklaren, sonnigen und doch so kalten Luft — wie verdorrt die Erde, wie laut das Gebrause der Jagd. Mensch, wer lehrte Sie den Tod des Jahres malen? Das ist mein Bild! Nein das ist Leben!“

„Aber die Art und Weise dieses Bildes wird man aus der Mode gekommen nennen,“ sagte der Maler. „Vergleichen wird heutzutage nur in plein air-Malerei geliefert.“

„Dumm genug!“ sagte sie kurz.

„Dumm?“

„Ja, weil es unwahr ist. Ich wenigstens habe die plein air-Malerei. Dieses fahle brutale Licht, welches man nur auf den Bildern, nie in der Natur findet!“ eiferte sie. „Für mich sind die Freilicht-Bilder keine Bilder, sondern nur illuminierte Illustrationen. Ach, ich sage das nicht als Kunstkritikerin, sondern einfach als Frau. Und vielleicht als Komödiantin. Wir Bühnenkünstlerinnen, die wir unser eigentliches Licht nur in der Gasbeleuchtung finden — wir geschminkten Wesen, die eine geheimnisvolle Beleuchtung brauchen für unsere aufgefärbten Reize, unsern aufgefärbten Humor, unser aufgefärbtes Talent, können nichts anders, als Feindinnen des Freilichts sein. Wir sind Töchter des Lampenlichts und des Rembrandtschen Hellbunkels. Würdet ihr uns sonst lieben?“

„Wir?“ rief er und warf den Pinsel weg und eilte zu ihr und neigte sich über sie, wobei sein ganzes Wesen gleichsam erbebt, wie ein vom Winde geschüttelter Baum. „Sagen Sie nicht, wir! Das bringt mich zur Verzweiflung! Ist denn das Liebe, was das Publikum Ihnen entgegenbringt? Es ist Neugierde, Bewunderung, vielleicht Tollheit, aber nicht Liebe. Ach, Lenora, Lenora, Sie werden mir vielleicht zürnen — Sie haben einst geschworen, daß zwischen uns beiden nie ein Liebesverhältnis bestehen sollte; Sie haben mir verboten, darauf auch nur anzuspielen. Aber ich kann nicht anders, als Ihnen endlich sagen, was ich fühle! Und wenn es mir das Leben kosten sollte, und wenn ich Sie verlieren müßte, ich kann nicht anders. Bedenken Sie, daß ich noch jung bin und daß mein Herz überströmt!“ Er sank vor ihr nieder und barg sein Antlitz in beiden Händen. Er erschraf vor sich selber. Er hätte sein Leben dafür gegeben, nicht gesagt zu haben, was er gesagt.

Sie hatte in einem Buche gelesen, während er malte, und ließ jetzt das Buch in ihren Schoß fallen und faßte sein Haupt mit beiden Händen, und auch ihr ganzes Wesen vibrierte, wie ein windgeträufelter See. Eine tiefe Nührung überkam sie. Und sie sagte: „Endlich!“

Wieviel lag in diesem Worte!

Sie sprach nicht gleich weiter. Dann aber fuhr sie fort, zärtlich schmeichelnd: „Rico, Rico, wie dumm macht die Liebe! Sonst müßten Sie doch längst gesehen haben, daß auch ich Sie lieb habe. Mein Kind! Mein Kind! Und daß ich nur einen Halt im Leben habe: Sie! Ruhelos, rastlos trieb mein Schiff dahin. Ach, es konnte nirgends Anker werfen, nirgends, nirgends! Denn ein Leben, wie das meinige kann nirgends einen Anker finden, nicht im Ruhm, nicht im Beifall, nicht im Reichthum, nur in einem Menschenherzen! Ja, Rico, ich habe dir einst gesagt: zwischen uns dürfe keine Amourette bestehen, kein Liebesverhältnis, das sei meiner nicht würdig und auch deiner nicht. Und so ist es wirklich, und so bleibt es. Aber wer sagt dir denn, Geliebter, daß ich nicht deine Gattin werden will?“

Er schaute auf, wie betäubt. „Meine Gattin? Mein, und nichts soll uns mehr scheiden?“ jubilierte er, wie eine Lerche jubiliert. „Aber ist es denn möglich?“

„Und warum nicht?“ lächelte die Diva, die Vergötterte, wie verdurstend danach, ihr Haupt endlich an eine Menschenbrust legen zu dürfen, die ein Herz berge für sie. „Du hast mich ja auch lieb, ich fühle das, wie nur ein Weib es fühlen kann. Und mein ganzes Leben wird nicht genügen, dir dafür zu danken. Ach, wenn ich dir alles, alles sagen könnte! Du bist nicht meine Laune, du bist mein Schicksal. Nicht ein Anhängen, sondern ein Ende. O, vielleicht soll ich doch noch glücklich werden! Vielleicht soll mich doch noch einmal ein Sonnenstrahl treffen!“ Sie schwiegen beide. Sie waren jetzt eins.

Das Buch, in welchem sie gelesen und welches unbeachtet in ihrem Schoße gelegen hatte, glitt an ihr auf den Fußboden herab. Mechanisch bückte er sich und hob es auf.

Sie beachtete es nicht, und schaute ihn nur mit thränenverschleierten Augen und einem strahlenden Lächeln an. Unwillkürlich, wie man in den schwindelndsten Höhen unseres Daseins oft absichtlich, unbewußt, das Gewöhnlichste zu machen pflegt, warf er einen Blick auf das Titelblatt des Buches. Es war ein altes, oft gelesenes Buch aus ihrer früheren Zeit; ein Exemplar von Byron's „Hours of idleness“.

Blötzlich wurde er totenbleich. Seine Augen starrten auf eine Stelle des Titelblattes, wo eine Frauenhand ihren Namen eingezeichnet hatte — es war ihre Hand, ihre Schrift, welche er so gut kannte!

Das Buch in seiner Hand bebte wie Espenlaub. Sein Blick wanderte wie wirr von dem Namen zu ihr und wieder zurück. Sie schaute ihn wie gelähmt an, denn das, was sie in diesem Blicke las, war etwas Entsetzliches.

„Wessen Name ist das?“ rief er und deutete darauf.

„Das? Nun, das ist der meinige,“ sagte sie verwundert.

Dann schrie sie auf, denn er hatte ihre Hand mit eisernem Griffe gefaßt. „Das ist unmöglich!“ keuchte er. „Sage, daß das nicht wahr ist!“

„Was entsetzt Sie so?“ rief sie erschreckt. „Hier steht „Ellinor Digby“. Das ist mein wahrer Name, der Name, den ich in meiner Ehe geführt habe.“

Er ließ den Band fallen, oder vielmehr, er warf ihn zu Boden, als wäre er ein glühendes Eisen gewesen. Und er ließ ihre Hand los, oder vielmehr er stieß sie zurück und wich vor ihr, wie von einer Berpfeften. Es ist unglaublich, wie viel sich in einem Menschenbild konzentriren kann: wie viel Abscheu, Abneigung, fast Furcht — Furcht in den fähnen Falkenaugen Fritz Söb's! Und doch war es so.

Es war ihm, als sei seine Liebe tot zu Boden gesunken, im Nu, und wenn sie ihm eine Krone geboten hätte mit ihrer Liebe, er würde sich für entehrt gehalten haben.

„Die Braut Lord Babels!“ rief er.

Jetzt war sie es, welche erlachte bis in die Lippen hinein. Sie starrte ihn an, ohne ihn im ersten Augenblicke zu verstehen. Sie konnte sich's nicht klar machen, daß jemand etwas von jener Vergangenheit wissen konnte, die ihr so lange schon gestorben war und die sie doch nie und nimmer vergessen konnte — die ewig in ihr lebte, wie ein Wurm im Baumstamme, der diesen Stamm überlebt, wenn er ihn längst getödtet hat. Dann aber begriff sie — mit schrecklicher Klarheit.

„Die Gattin Sir Roderick Digbys,“ fuhr er fort, wie ein Ankläger, wie einer, der berufen ist, ein Richteramt zu üben.

Sie tr... Sie das? stöhnte sie. „Wer welcher wi schichte gele meinen Arri „Tot! „Ja. verraten ha willen, hat thäter er g erzählt. D beschieden seines Herz Fremde ja Verrat das die ewig, mit sich h hindurch! „Nein Stühle auf Hände, in Schlangen. grund kom D, Gott e diese lang daburch, d der mich i mich verri Ich dachte sinnig, wa „Was hatte lichte sich sein E fluchte. A naben, all als müßte wenn ich mein Gott mich in s vor Ihnen sagen, wo ewige Wo „Ma erloschener Sie denn, ja auch n Sie denn, von einer Mann, j Gattin zu überzeuge könne; d von mir toden Lie er dich! halb aus nur zu b wesen wa Vermögen jetzt dara Zuflucht als Lockung, sp kurz ich in unser wurde u gingen. weigerte, da lehrte schimpft gab mich Nam erfu war. U kunst in bin, so l folgte m wie leich kam jed ohne ein als ich ein unb der Ver das ich Zukunft Ihnen r jetzt — Sie mi „D Vorwur einzige, verlasser ist aber sehen d Sie war in welfes, U des Ab G Tiefen entpflich Si brochen U Heimat drängte Frühge geben einen f

Sie froch gleichsam in sich selbst zusammen. „Woher wissen Sie das? Woher kennen Sie mich? Wer hat mich verraten?“ stöhnte sie.

„Wer es mir verraten hat? Ihr Name — Ihr Name, welcher wie ein Brandmal hier steht. Wer mich ihre Geschichte gelehrt hat? Ihr Opfer selber! Ihr Opfer, als es in meinen Armen starb!“

„Tot!“ kreischte sie auf. „Ja, Gestorben — an Ihnen! Der Mann, den Sie verraten haben und den Sie treulos verließen, um eines andern willen, hat mit seinem letzten Seufzer mir, mir, dessen Wohlthäter er gewesen, das Geheimnis seines verdorbenen Lebens erzählt. Der Mann, dem ein reiches, frohes, glückliches Leben beschieden war, der Mann, der Sie liebte mit jeder Regung seines Herzens, der Mann, den Sie und Ihr Geliebter in die Fremde sandten, um ihn zu betrügen! Der Mann, dem Ihr Verrat das Herz brach — nein, ärger noch, die Seele zerstörte, die ewige, die unsterbliche, und der seinen tiefen Jammer mit sich herumtrug ein ganzes langes, ach, zu langes Leben hindurch! Der Mann, der über Sie wahnsinnig wurde!“

„Mein!“ rief sie mit schrillum Tone und glitt von ihrem Stuhle auf den Boden herab, auf ihre Knie, und rang ihre Hände, um die sich die goldenen Armspangen ringelten wie Schlangen. „Nein, Dämon! Du lügst! Aus welchem Abgrund kommst du heraus? Wahnsinnig! Wahnsinnig! Er! O, Gott erbarme dich meiner! Habe ich nicht genug gelitten diese langen Jahre hindurch? Bin ich nicht genug bestraft dadurch, daß ich täglich und stündlich an ihn denken mußte, der mich liebte und von dem mich ein Glender verlockte, der mich verriet, verließ, in das Elend stieß, in dem ich jetzt lebe? Ich dachte an ihn, wie an einen, der kein Glück mehr finden könne ohne mich, und das war bitter genug. Aber wahnsinnig, wahnsinnig!“

„Wahnsinnig, ja! Und noch ärger als das. Denn er hatte lichte Augenblicke, in welchen er an Sie dachte, in welchen sich sein Schmerz immer wieder erneuerte, in denen er Ihnen suchte. Denn er suchte Ihnen und allen, die sich Ihnen nahen, allen, die mit Ihnen in Berührung kämen. O, mir ist, als müßte sein zürnender Geist aufsteigen zwischen uns beiden, wenn ich auch nur Ihre Hand berühren wollte. Mein Gott, mein Gott, wie seltsam sich alles fügt! Denn der Himmel hat mich in seinen Weg gesandt, nur damit ich gerettet werde — vor Ihnen! Damit ich das Werkzeug werden solle, Ihnen zu sagen, was Sie verbrochen, was Sie verschuldet haben. O ewige Vorsicht, ich neige mich vor dir!“

„Machen Sie doch keine so großen Worte!“ rief sie mit erschauerndem und dennoch so eindringender Stimme. „Was wissen Sie denn, wie groß oder wie klein meine Schuld war? Sie wissen ja auch nicht, wie groß meine Strafe gewesen ist! Verstehen Sie denn, wie es ist, wenn ein junges, unverdorbenes Wesen von einem Bösewicht umgarnt und umgaukelt wird? Der Mann, jener Digby, hatte einmal die Laune, mich zu seiner Gattin zu machen, und er wendete alle Mittel an, um mich zu überzeugen, daß Lord Babel mich nicht liebe, mich nicht lieben könne; daß er ihn mit einem Worte, mit einer größten List von mir weglocken könne, und als jener Unglückliche sich weglocken ließ, da flüsterte er mir zu: ‚Siehst du, so wenig liebt er dich!‘ Und halb umgarnt von seinem teuflischen Zauber und halb aus Trotz folgte ich ihm und — wurde sein Weib. Aber nur zu bald merkte ich, weshalb es ihm um mich zu thun gewesen war. Digby, dieser glänzende Cavalier, hatte sein ganzes Vermögen durchgebracht in einer wüsten Jugend und war jetzt darauf angewiesen, zum Spiel, zum falschen Spiel seine Zuflucht zu nehmen. Und dazu sollte ihn eine schöne Frau als Lockvogel dienen. Ich war damals schön — schön und jung, sprach mehrere Sprachen, ich spielte gut Piano, sang, kurz ich konnte ganz gut repräsentieren und dumme Sumpel in unseren Salon locken, wo stets ein Spiel arrangiert wurde und von wo sie nur als gerupfte Opfer wieder weggingen. Und als ich das erkannte und mich entsetzte und mich weigerte, noch länger dieses schändliche Gewerbe zu unterstützen, da lehnte er seine Brutalität heraus, und nachdem er mich beschimpft und gemartert, verließ er mich — verließ er mich und gab mich der Armut, dem Glende der Selbstverachtung preis! Nun erst erkannte ich ganz, was ich gethan, wie ich betrogen war. Und wenn ich mit meiner Stimme, mit meiner Sangeskunst in fremden Ländern die berühmte Künstlerin geworden bin, so habe ich das mit bitteren Stunden erkauft, denn überall folgte mir meine Unthat. Ich blieb eine brave Frau, aber wie leicht wurde mir das — haßte ich doch alle Männer! Es kam jedoch eine Zeit, wo ich fühlte, daß ich verzweifeln müsse, ohne einen Halt, ohne ein Herz, das mich lieb habe — und als ich dich fand, da rief es in mir: das ist ein edler Mensch, ein unberührtes Gemüt, das mich retten kann — retten vor der Verzweiflung; dem ich alle Schätze meines Innern geben, das ich ermutigen, bewahren, emporheben kann für eine große Zukunft, für ein Künstlerleben, für den Ruhm! Und ich gab Ihnen mein Herz, und nahm Sie aus Ihrer Knechtschaft, und jetzt — jetzt bin ich verloren, da ich Sie verloren habe, da Sie mich verloren geben!“

„D!“ — sagte er traurig, müde. „Ich darf Ihnen keinen Vorwurf machen. Auch ich habe — um Ihre Willen — die einzige, die echte Liebe meines Lebens vergessen. Aber nicht verlassen habe ich sie, die mir doch ewig unerreichbar ist. Das ist aber gleichgiltig. Es handelt sich jetzt um uns beide. Sie sehen doch ein, daß zwischen uns alles aus sein muß?“

Sie antwortete nicht. Sie hatte sich stolz aufgerichtet. Sie war in dieser Stunde um Jahre gealtert. Dieses ihr todwelkes, weil todmüdes Antlitz war ihre Antwort.

Und er verließ sie. Keines von ihnen sprach ein Wort des Abschieds, des Lebewohls.

Er ging dahin wie Damnhäuser, der aus den gefährlichen Tiefen des Hirsberg's reuerfüllt in die freie Gottesluft hinauf entflieht.

Sie blieb zurück — hoffnungslos, ein verzweifellendes, gebrochenes Weib.

9. Kapitel. Mit Mustri-Farben.

Und Fritz Söld wanderte seinen Weg zurück nach der Heimat. Nicht um daheim zu bleiben, sondern weil es ihn drängte, seine Mutter wiederzusehen, seine Schwester und die Frühgeliebte, die ihm fremd bleiben mußte, die er freigegeben hatte und die wohl nur mehr an ihn dachte, wie an einen Jugendfreund.

Es war an einem hellen Frühlingstage, als er das Vaterhaus wieder betrat. Auf den Promenaden der Hauptstraße blühten die Kastanienbäume in rosaroten Blüten, wie angezündete Christbäumchen, und an den offenen Fenstern der Häuser standen Fliederkränze oder Maiglöckchen im Glase.

Er wagte es nicht, unten im Hause nach den Seinen zu fragen. Wie leicht konnte die Mutter krank sein oder die Schwester. Er wurde feig in seiner Sehnsucht, in der zitternden Freude seines Wiederdaheimseins. Daheim! Welch ein Wort, welch ein Gefühl!

Er ging auf die Treppe zu, an dem Möbelmagazin des Erdgeschosses vorüber; die alte Treppe, über die sein Vater so oft weggeschritten war, über die dessen Sarg herabgetragen worden. Die Glasthüre des Ganges auf dem obersten Treppenablage stand halb auf. Er blieb davor stehen, und das Herz pochte ihm in plötzlicher, unaussprechlicher, unausdenkbarer Angst.

Aber nein, alles war gewiß wohl, alles war in Ordnung, das Mütterchen gesund, das Schwesterchen fröhlich und fleißig. Und wie sie sich freuen würden, ihn wiederzusehen, ihn, der ihnen in seinem letzten Briefe, mit seiner letzten trennen, bescheidenen Geldsendung noch nichts gesagt hatte von seiner Heimkehr, welche freilich nur ein kurzes, tagelanges Ausraufen sein sollte vor seinem Weiterwandern. „In einer zweiten Teil von Wilhelm Meisters Lehrjahre,“ dachte er bitter.

Er trat jetzt in den Gang und pochte an die Zimmertür. „Wer mir wohl öffnen wird?“ dachte er.

Wer ihm öffnete? Er traute seinen Augen kaum: Erna — Erna Gelnhausen! Ja, sie war's. In einem bescheidenen, grauen Ausgehkleide. Wie ihr etwas blaßes, ernstes Antlitz aufleuchtete, als sie ihn erblickte, wie ihr ganzes Wesen sich verwandelte!

„Erna! Fräulein Erna,“ stammelte er überrascht. „Wie kommen Sie hierher?“

Aber jetzt hatte sie ihre Sprache wiedergefunden und jubelte: „Fritz! Fritz! Du bist da? Endlich!“

„Meine Mutter ist krank!“ rief er. „Sonst wären Sie nicht hier!“

„Nein. Sie ist nicht krank. Und wie ich hierherkomme, wie es kommt, daß ich Ihnen öffne?“ sagte sie und legte mit glücklichem Lächeln ihren Arm in denjenigen in der alten vertraulichen Weise und führte ihn in „das große Zimmer“, wie sie's immer genannt hatten. Am offenen Fenster hing noch der Kanarienvogel von ehemals. Frauenarbeit lag auf dem Fensterbrett. Aber noch immer war keine Mutter und keine Schwester da.

Und nun sagte sie lustig, fröhlich: „Ach Fritz, Fritz, was für eine schöne Ueberraschung! Wie unerwartet! Ach nun ist ja alles gut. Wir haben ihn wieder, unseren Wandervogel! Mama wird gleich hier sein. Sie ist nur mit Schwesterchen beim Nachbar drüben. Du siehst, Fritz, du mußt die ersten Minuten schon mir widmen — mir und den — Geschäften. Wie ich hierher komme, fragst du? Aber ganz einfach. Als du fort warst, da hatte ich dir doch versprochen, immer nach den Deinigen zu sehen, mich um sie zu kümmern. Es kam aber, daß meine Verwandten, die Vornehmen, anfangen, mich zu quälen, ich sollte irgend eine sogenannte ‚gute Partie‘ acceptieren, die sich mir eben bot. Und da entschloß ich mich kurz und gut, Stunden zu geben in Musik, in Sprachen. Und ich trennte mich von den ‚Gräfinnen‘, und zog hierher zu deinem Mütterchen, das dadurch auch mein Mütterchen wurde. Ist es dir nicht recht? Und ich und die Schwester, wir wechseln miteinander ab, die Mutter zu pflegen und zu verhätscheln. Und wenn ich abends von meinen Stunden heimkomme, o, Fritz, da sind wir alle drei so glücklich, von ‚unserm Sohn‘ zu schwärmen, der sich in der Fremde so ordentlich müht, und nur waren wir in Verlegenheit, wo er jetzt wohl sein möge, seit den Wochen, wo er uns nicht mehr schrieb, wo er sich befindet. Und da (sie nahm von dem kleinen Schreibtische in der Ecke einige Briefschaften und Zeitungen), da warten schon Korrespondenzen auf ihn, die wir ihm nirgendhin nachzusenden wußten.“

„Aber Mütterchen bleibt so lange fort,“ fügte sie hinzu und ging ans Fenster und blickte auf die Straße hinaus, gerade so, als ob er gar nicht fortgewesen wäre. Und er konnte nicht anders, als sich glücklich fühlen, so unendlich glücklich, und es war ihm, als müßte alles so sein, wie es war, und es war das ein so unbeschreiblich schönes Gefühl.

Er öffnete die Briefe und durchslog sie, und wie er damit fertig war, rief er strahlend, ganz außer sich: „Ach, Erna, Erna, jetzt ist ja alles gut, nun kann ich hier bleiben, nun bin ich wieder ein Maler, ein richtiger, nun bin ich reich, nun —“

Und er zeigte ihr die Briefe, in denen ihm gemeldet wurde, daß er für sein im Londoner Crystal Palace ausgestelltes Bild „Seeschlacht unter der Myster“ die große Medaille erhalten habe, daß das Bild verkauft sei und der Käufer ein Pendant dazu haben wolle, irgend eine „Vernichtung der Armada“ oder dergleichen. Und in dem zweiten Briefe wurde gemeldet, daß sein „Pferdedieb“ brillant verkauft sei, nachdem zwei Amerikaner ein förmliches „Anerkennungsbuch“ miteinander ausgeföhnet hatten, und der Unterlieger bestellte jetzt bei ihm noch so viel „Pferdediebe“, als er auf Lager habe.

„Arbeit! Arbeit für Jahre hinaus!“ jubelte er. Und sie jubelte mit: „Und Ehre und Glück! Es ist wie in einem Märchen!“

Und beide wußten, daß sie nun beisammen bleiben würden, ihr ganzes Leben hindurch, in Freud und Leid, bis der Tod sie scheide, und daß das alte Verlöbniß erneuert wurde an diesem wonnevollen Frühlingstage. „Es ist wie in einem Märchen,“ wiederholte auch er. „Ja, wie ein Märchen. Denn für eine Novelle würden wir als Liebespaar nicht passen.“

„Freilich,“ sagte sie. „Denn dort zieht der Held aus in den Kampf des Daseins, und die Heldin zieht ihrerseits ebenfalls aus und erscheint stets im geeigneten Moment, um den Helden zu retten. Und so laufen sie durch die Geschichte, einander findend und verlierend, bis sie ein Paar werden.“

„Das ist in Novellen,“ sagte er halb lachend und halb ernst. „Aber die Wirklichkeit ist anders. Da muß der Held hinaus, muß leiden, dulden, sündigen.“

„D!“

„Ja. Sündigen. Die Aufgabe des Weibes dagegen ist es, die Heldin seines Haushaltes zu sein, daheim zu wachen, kindlich zu sorgen für die Verlassenen.“

„Und dann den Heimkommenen zu fragen: ‚Hast du mich nicht vergessen? Bin ich dir noch lieber als all die anderen? Willst du mich noch?‘ Aber freilich, vielleicht genügt dir eine

solche Heldin nicht, Fritz? Du bist ja jetzt so reich — ein Künstler, mit dem die Welt rechnet, den man sucht; das Leben liegt vor dir wie eine vollerblichte Rose — und der Kern dieser Rose ist die Unsterblichkeit.“

„Ja, aber diese Unsterblichkeit kommt nur nach einem glücklichen, thatvollen Leben, und wo sollte ich es finden, das Glück, außer in dir, wenn du an meiner Seite lebst, du, die meine Mutter liebt, du, die mir vergeben hat — du, mein guter Engel!“

„Ich konnte dir doch kein Schutzengel sein auf dem Wanderwege, den ich dir zu ‚vergeben‘ habe, wie du sagst,“ sagte sie mit echt weiblicher Milde.

„Nein,“ sagte er. „Aber du bist jener Engel, der in stillen Bibelnächten zu den armen Menschen kommt und ihnen verkündigt: ‚Dir ist Heil widerfahren!‘ Der Engel der Verkündigung. Jener Engel, den niemand so schön zu malen wußte, wie unsere lieben alten deutschen Maler: die Cranachs, die Meister von Nürnberg und von Köln.“

„Ja, und die sind nicht im klein air draußen zu finden, sondern wenn man heingekehrt ist,“ sagte sie lächelnd. „Aber da ist unsere Mutter!“

Und die Mutter war da, und die Schwester auch. Und diese treue Mutter sagte nichts, wie sie ihre schwachen, zitternden Arme um ihn schlang, als die süßen, zärtlichen, thränen-schimmernden, sorgenden Mutterworte: „Mein Kind, mein Kind, wie blaß du ausiehst!“ Und die Mutterhände hielten dann dieses blaße Antlitz wie ein Schutz, wie eine Vergebung, wie eine Erlösung.

— Ende —

Prinzess May.

Das traurige Schicksal der Prinzessin Viktoria Mary von Teck, welcher nach kaum fünfwöchentlichem Brautstande der geliebte Bräutigam unerwartet durch den Tod entrisen ward, hat nicht bloß in England allgemeines und tiefstes Beileid gefunden. Prinzessin Viktoria Mary oder „Prinzess May“, wie sie vom englischen Volke genannt wird, geboren



im Kensington-Palast zu London am 26. Mai 1867, ist die Tochter der Prinzessin Mary Adelaide von Cambridge, Schwester des Feldmarschalls und Oberkommandierenden der britischen Armee, und des Herzogs Franz von Teck, Sohnes des verstorbenen Herzogs Alexander von Württemberg aus dessen morgantlicher Ehe mit der Gräfin Claudine von Hohenstein, geborenen Gräfin von Rheben.

Die junge Prinzessin, eine überaus sympathische und gewinnende graziöse Erscheinung, erfreut sich nicht allein in der Hofgesellschaft und im Hause der Eltern, denen sie außer einer sorgfältigen und vielseitigen Erziehung ihren glänzenden Geist und frischen Humor verdankt, sondern auch in den weitesten Kreisen des Volkes großer Beliebtheit. Sie besitzt ein hervorragendes Talent für Musik und Malerei und ist in allen Sportkünsten, die ja in England besonders hochgeschätzt werden, geübt und erfahren. Gleich ihrer Mutter, der sie in Werken praktischer Menschenliebe hilfreich zur Seite steht, wird sie wegen ihrer Menschenfreundlichkeit und Mildthätigkeit allgemein verehrt.

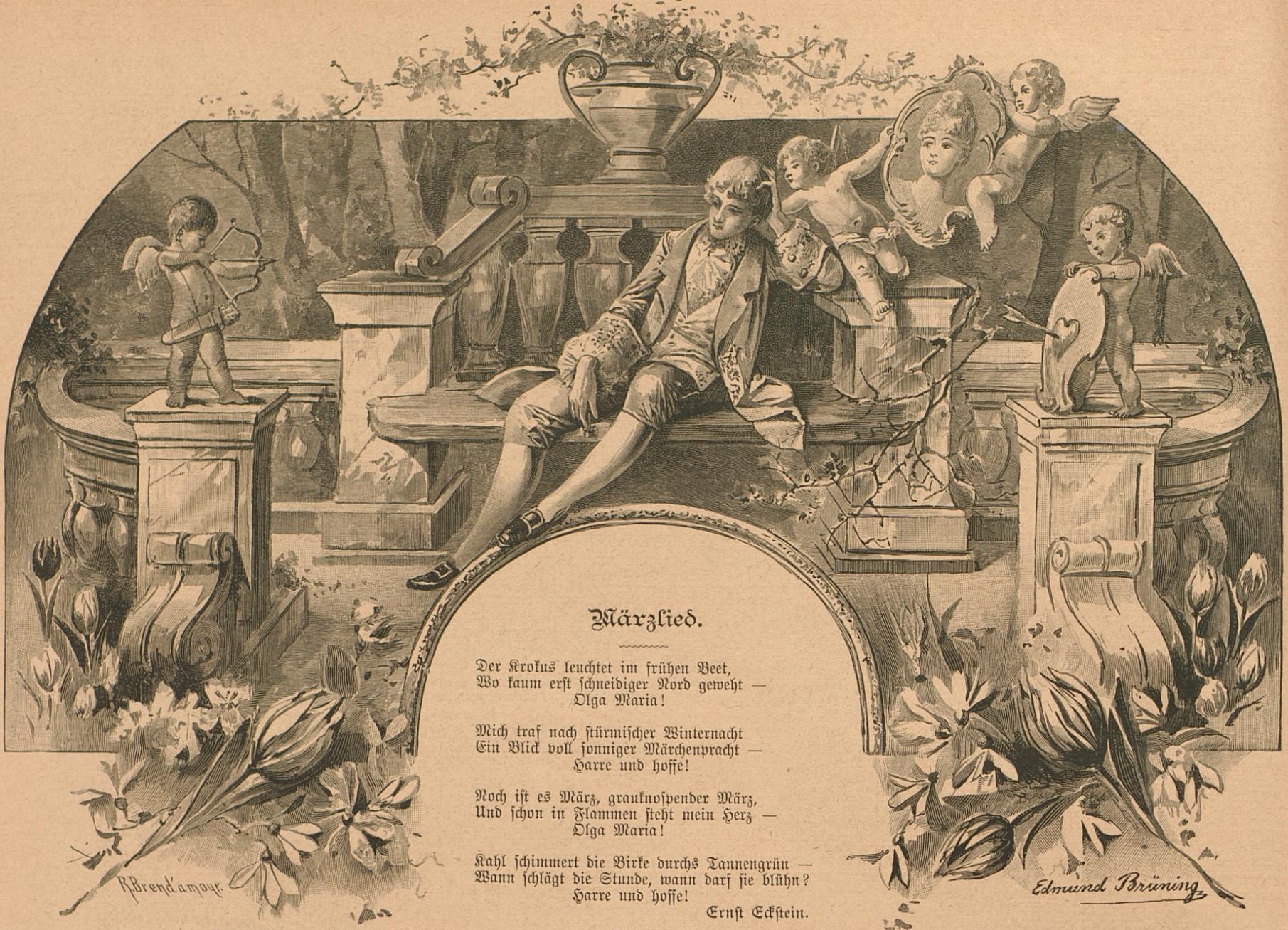
Der Verlust, der die junge Prinzessin betroffen, hat um so innigere Teilnahme erweckt, als es bekannt geworden war, daß ihre Verlobung mit dem Herzog von Clarence nicht durch Politik oder Konvenienz beeinflusst war, sondern auf reiner, wahrer Herzensneigung beruhte.

Mutterschmerz.

Nachdruck verboten.

Von allen Leiden und Freuden des menschlichen Herzens steht Mutterglück und Mutterschmerz auf des Lebens Höhe. Keine Freude reicht an den Gram der beraubten Mutter: es ist des Herzens tiefster, heiligster Schmerz, dessen Wunde nie vernarbt, dessen Thränen nie versiegen. In einsamer Kammer weint eine untröstliche Mutter um ihr verlorenes Kind, und auf dem Throne, umgeben von Glanz und Macht, verzehrt sich eine edle Königin in Gram um den früh verbliebenen Liebbling: weder die Macht der Zeit, noch der Wechsel der Geschide bringt Vergessenheit ihrem Schmerze.

Die Kunst hat dies Leid von jeher auf rührende Weise in Stein und Bild verewigt; in Sagen und Märchen erscheint



Märzlied.

Der Krokus leuchtet im frühen Beet,
Wo kaum erst schneidiger Nord geweht —
Oiga Maria!

Mich traf nach stürmischer Winternacht
Ein Blick voll sonniger Märchenpracht —
Harre und hoffe!

Noch ist es März, grauknospende März,
Und schon in Flammen steht mein Herz —
Oiga Maria!

Nahl schimmert die Birke durchs Tannengrün —
Wann schlägt die Stunde, wann darf sie blühn?
Harre und hoffe!

Ernst Eckstein.

die ergreifende Gestalt der trauernden Mutter; das Volkslied, in welchem die reichsten Töne des menschlichen Gemütes erklingen, singt von Mutterleid und Mutterschmerz unerträglich in rührenden Weisen.

In der Dichtung erscheint auch der kleine Schatten des toten Kindes und bittet die Mutter, nicht so viel zu weinen, weil sein Totenhemdchen nicht trocknen wolle „von ihren lieben Thränen“.

Ein Trost bleibt der Verwaisten: im Zauberchein der Erinnerung erscheint ihr wieder jenes paradiesische Glück, aus welchem der bleiche Engel des Todes sie vertrieben. Da sieht sie ihr Kind wieder, schlummernd in der Wiege — ein Lächeln gleitet über sein unschuldsvolles Gesicht. Jetzt erwacht es — sacht, sacht öffnen sich die hellen Augen, es streckt die zarten Glieder, das rosige Mündchen beginnt zu girren und zu lallen. O seliges Erwachen! Wie oft, o arme Mutter, wie oft standest du erwartend da und freustest dich auf diesen Augenblick! Und wie gern hast du dein Kind zur Ruhe gebracht, hast es sanft und sorgsam in die weichen schneeigen Kissen gelegt, die warme Hülle über den kleinen Körper gebreitet, leise sangst du ein Schlummerlied und sahest dann still an seinem Bettchen, bis ein sanfter Schlummer die Augen deines Lieblings schloß!

Die Erinnerung wendet Blatt um Blatt im Buche deines Lebens. Da kommt es dahergerippelt und hängt sich an dein Gewand und verbirgt sich in dessen Falten, guckt schalkhaft hervor und ruft: „Mama, Mama!“ Dann wieder sitzt es bei seinem Tischchen und baut mit geschäftigen Händen und klugen Mienen Schloß und Turm, Wall und Hof, und du hochst dabei und baust mit stolze Hoffnungen und helle Zukunftsträume: ein Windhauch — und die Bausteine stürzen zusammen und mit ihnen die Gebilde deines Hoffens und Träumens!

Ein neues Blatt! Ein schöner herrlicher Sommertag. In Wald und Flur, in Berg und Thal, überall üppiges, leuchtendes, blühendes Leben. Jetzt geht die Sonne zur Neige; ihre brennenden Strahlen freuen tausend Lichtreflexe durch den Wald, und hellrot erglänzen die Stämme der Fichten. Du gehst mit deinem Kinde durch den Wald, und es schaut neugierig mit seinen großen, erstaunten Kinderaugen die Wunder der Natur; da winkt eine Erdbeere, da nickt eine Blumenglocke, da fliegt ein Falter und dort schwirrt ein Goldkäfer. Allmählich wird es still. Ein Vögelein zwitschert noch leise im Neste. „Was sagt das Vögelein?“ fragt dein Kind. „Es sagt dir gute Nacht.“ Gläubig lauschend steht das Kind vor dir und ruft mit seiner hellen Stimme ein frohes „Gute Nacht!“ Wieder zwitschert das Vögelein, dein Kind nimmt es als Antwort an und jauchzt froh auf! Wie hat dein Herz auch mitgejubelt — und nun zuckt es in still verhaltenem Todeschmerz!

In deinem Schrein, da steht noch das Körbchen, das dein Kind auf euren Waldspaziergängen trug, ein paar Eiheln sind darin, die seine kleinen Hände gesammelt, ein halb zerrissenes Märchenbuch liegt daneben, und andere Schätze noch: ein kleiner, niedergetreterter Kinderschuh — der erste Schuh, mit dem es seine trippelnden Schritte durch das junge Leben ver-

suchte, eine verblaßte Schleife, ein paar glänzende Knöpfe von seinem Kleidchen — wie lieb und teuer ist dir all der bunte Tand! Oft erfaßt dich eine Sehnsucht ihn zu sehen, zu berühren, wie Reliquien an deine Lippen zu drücken! Das zerbrochene Spielzeug, mit dem es in seinen letzten Tagen noch spielte — du schaust und schaust es an mit thränenvollen Augen! Hat es dein Kind doch in seinen letzten Erdentagen erfreut! Seinen letzten — armes Mutterherz, tauend und tausendmal durchlebst du die bange Schmerzenszeit! Jetzt suchst dein Auge die Zimmerecke, wo sein Bettchen stand — sie haben es wohl fortgenommen und ein anderes Möbel an seine Stelle gerückt, aber vor dir steht es noch, das kleine Bett, und dein Liebling liegt darin, still und bleich. Wie er den kurzen Erdentraum bezahlen mußte mit Weh und Schmerz, wie er gekämpft, die sterbliche Hülle abzuschleifen!

Und ehe das kleine Leben entfloß, da drückte sein erkaltendes Händchen noch deine Hand, wie zum Abschiedsgruß, seine Lippen stammelten noch ein süßes Wort — dann schwieg es. Der kleine Körper zuckte — noch einmal flackert das junge Leben auf — noch einmal — dann lag es stumm, starr und kalt vor dir; du aber stürztest dich über die kleine Leiche, wolltest das fliehende Leben festhalten — vergebens!

Und sie trugen es fort und legten es in ein enges, kaltes Bett. Wohl sah es lieblich aus in seinem schönsten Kleidchen, Rosen lagen zu seinen Füßen und Rosen lagen verstreut auf dem Kissen, auf dem sie sein liebes Haupt zum ewigen Schlummer gebettet, aber die lieben, treuen Augen waren geschlossen auf immer! Dann senkten sie es in die Erde, in die kalte, dunkle, feuchte Erde. — Arme, kleine, geknickte Menschenblume! Armes schmerzgebrochenes Mutterherz!

Seitdem sprießt das Gras frisch und üppig auf dem Grabe deines Kindes, bunte Blumen blühen auf dem kleinen Hügel, und die Vögel singen in der Weide, deren Zweige sich darüber senken. Aber die Zeit vergeht, und das Leben fordert seine Rechte, auch von dir, arme Mutter, legt dir ernste Pflichten auf, denen du dich nicht entziehen kannst; laß dir daran genügen, daß unentweicht in deinem Herzen das Heiligenbild deines Muttersehmerzes ruht. Deine Liebe pflegt die Erinnerung, und wie du sie nährst mit dem Blute deines Herzens, mit heißen Thränen und tausend Liebesgedanken, so wächst sie zu einer lieblichen Blume heran, deren Düste dir erzählen von dem vergangenen Glück. Du hast es nicht ganz verloren — geraubt und verloren ist nur, was wir vergessen. Der kleine Schatten folgt dir überall, sein Auge blickt dich an, und seine Lippen lächeln — zuweilen ist es dir, als legte sich ein zarter Kinderarm um deinen Hals, als fühltest du einen warmen Hauch, als hörtest du ein süßes Wort — dein Kind ist dir nicht gestorben, es lebt und schwebt um dich, und blickt du empor zu den lichtgesäumten Wolken, zum hellen Sternenhimmel, so ist dir, als müßte sein Bild dich grüßen und dir verheißend winken: Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!

Adele Crepaz.

Moderne Engherzigkeiten.

Von E. Fitz-Blanc.

Nachdruck verboten.

II. Die Witwe.

Eine kleine Residenz a. D., aber noch streicht die Hofluft durch die leeren, geraden Straßen, und in alten, schloßähnlichen Gebäuden riecht's nach Moder. Ueberall spürt der Lebende eine Vergangenheit, die nicht sterben kann und aus einem Scheintod nach dem anderen erwacht. Auf dem freien, zugigen Platz vor dem grauen Schloß mit verhangenen Fenstern wächst das Gras so üppig und zäh zwischen den spitzen Pflastersteinen, wie das Vorurteil mit seinen tausend Köpfen auf den Parkettfließen der Gesellschaftsräume.

Parkett — das sind die Bretter, die hier die Welt bedeuten!

Die „Gesellschaft“ regiert mit Rücksicht und freundlicher Liebeshörigkeit, an welcher die Rangliste mehr Anteil hat, als das Herz. Bei ihren Dinern sitzen die Herren, bei Kaffees die Damen streng nach der Rangordnung und wachen in gegenseitiger Eifersucht scharf darüber, daß keine eigenmächtige Privat-Erhöhung oder Erniedrigung Platz greift. Selbstamerweise ist für die Kinder in den Schulen die väterliche Rangordnung noch nicht maßgebend, aber manche zärtlichen Eltern hoffen, daß sich diese Neuerung noch einführen wird.

Jeder ist mehr oder minder Gesellschaftsflave mit der beengenden Unfreiheit eines solchen; wer dürfte dort so frei sein, sich eine eigene, selbstbewusste Individualität zu erlauben? das wäre wenig comme il faut und allgemein verpönt.

Maßgebend sind in der Gesellschaft zwei Faktoren: das Verhältniß des Hergebrachten (die hinfalligsten, gichtbrüchigsten Vorurteile werden mit einer Pietät gepflegt, wie historische Kunstdenkmäler) und der Verfolgungswahn gegen neue Ideen, die man hier und da einsam, wie arme Fremdlinge auf der Straße trifft.

Weshalb dem, der verständnisvoll solch Findelkind bei sich aufnimmt, er wird geachtet, und brächte ihm der Gast noch so viel Segen ins Haus. Wer wagt da dem Vorurteil und seinen Fettschneidern zu trotzen? Nur die Unverwundbarkeit des äußerlich und geistig Unabhängigen oder die Heldenseele einer liebenden Mutter.

Eine solche schläft in der geist- und lebenssprühenden Frau Gerichtsrat Lenz. Sie und ihr kraftvoller, gutmütiger, jovialer Mann sind allgemein beliebt. Sie leben in großer Harmonie, haben vier reizende Kinder und ein geselliges Haus. Die kleine Frau hat Wit, thut originelle Aeußerungen, worüber alles lachen muß, und sieht immer allerliebste aus, er jagt, raucht, trinkt und spielt mäßig, wie es sich für einen guten Gesellschaftler gehört. Man amüsiert sich kostbar bei ihnen und wundert sich hinter ihren Rücken, „wo die Leute das Geld hernehmen, um mehrmals monatlich liebe Freunde bei sich zu



Aus der Zeit des Direktoriums. Gemälde von A. Sichel.

Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin W.

ten.
bluft
hloß-
spürt
und
dem
genen
vigen
Opfen
t be-
licher
hat,
ffees
egen-
Pri-
weise
nung
offen,
der
frei
ben?
Das
gsten
rische
deen,
f der
sich
ch so
sei-
e des
einer
Frau
ialer
onie,
Die
über
jagt,
uten
und
her-
zu

sehen. Die „lieben Freunde“ zucken unter sich mißbilligend die Achseln, meinen „uns kann es ja gleich sein“ und gehen nach wie vor zu Lenz, um sich an ihrem Tisch und ihren Cigarren göttlich zu thun und sich von der sonnigen Heiterkeit des sorglosen Ehepaares anregen zu lassen.

Da — eines Tages läuft die Schreckenskunde durch die Stadt, Gerichtsrat Lenz ist tot, auf der Jagd verunglückt. Unmöglich! Man ist bestürzt; niemand will es glauben. Nie scheint der Tod weniger faßlich, als wenn er einen in vollster Kraft und Lebensfülle blühenden Menschen trifft. Der große Freundeskreis scheidet Mädchen und Diener zur teilnehmenden Erkundigung aus, sie bringen die Bestätigung der Nachricht ins Haus. Der Gerichtsrat ist tot, seine junge Frau steht mit den vier Kinderden allein auf der Welt.

Armes Weib! Sie kann das Schreckliche nicht fassen. Thränenlos, stumm, wie gebrochen sitzt sie am Fenster und starrt finstern auf zum wolkigen Herbsthimmel. Ein Etwas in ihrem wilden Blick erinnert an Gotteslästerung.

Gedrückt, wie schneue, zitternde Vögelchen, schmiegen sich die Kinder an sie, deren kleiner Verstand den großen Schmerz nicht aufnehmen kann. Sie wissen nicht, was „Tod“ ist, aber sie ahnen, daß es etwas Schreckliches sein muß, weil es die liebe, heitere Mutter so veränderte und ihr helles Lachen erstarren ließ.

Auf den ersten, stummen Schmerz folgen Tage wilder Verzweiflung; die temperamentvolle Frau lehnt sich gegen das grausame Schicksal auf — lebhaftere Naturen lernen so schwer Ergebung! Selbst der Besitz der Kinder vermag sie nicht zu trösten, sie hat ihren Mann über alles geliebt.

Die Trauerfeierlichkeiten sind vorüber. Eine Ueberfülle von Blumen, Palmen und Kränzen bewies die allgemeine Teilnahme. Finster, größer als sonst in dem schwarzen, schleppenden Gewand wandelt die Witwe durch das Haus, wie ein lebendes Steinbild; nur im Küsterton wagen sich die Dienstboten an die schmerzstarre, stumme Frau heran. Die Kinder drücken sich schon aus einer Ecke in die andere und sehen der veränderten Mama, die mit leerem Blick über sie wegsieht, mit erschrockenen, ängstlichen Augen nach, wenn sie an ihnen vorbeistreift.

Die guten Freunde kommen scharenweis, ganz in Schwarz, jeder mit einem neuwäschenen Taschentuch und einem großen Vorrat von Mitgefühl und Teilnahme. Die verzweifelte Frau findet die herkömmlichen Kondolenzvisiten zudringlich und unfaßbar; wie darf man sie in ihrem Schmerz und ihren Erinnerungen zu stören wagen? Sie will niemanden sehen und läßt alle abweisen. Der stolze, tiefe Schmerz verschmährt jeden Trost.

Die „Gesellschaft“ schüttelt mißbilligend den Kopf. Daß sie den ganzen Schatz von schönen, trostreichen Worten und christlichem Mitgefühl unverbraucht wieder mit nach Hause nehmen muß, wird der armen Frau nur zögernd vergeben.

Die gerichtliche Ordnung des Nachlasses ruft die verstörte, junge Witwe rauh in die Pflicht der Gegenwart. Ein älterer, verheirateter Bruder ihres Mannes, der mit ihr in derselben Stadt lebt, ein engbezogener, vernünftiger Bureaufkrat, steht ihr helfend zur Seite. Er ist am Schreibtisch mit dem Sichten der Papiere, Rechnungen und Bücher beschäftigt; sein vorschriftsmäßiges Trauergesicht wird immer strenger, die hochmütigen Falten um seinen Mund vertiefen sich, sein Ton zu der jungen Frau verliert merklich an Milde: „Dein Mann, liebe Schwägerin (ein zögerndes Mäusperrn, als suche er nach einem passenden Ausdruck), dein Mann hat unverantwortlich gewirtschaftet!“ sagt er endlich scharf.

Eine drückende Pause. Die junge Witwe, die schlief mit gefalteten Händen in einem Sessel liegt, hebt müde den Kopf und sieht ihn verständnislos an.

Er muß sich deutlicher ausdrücken; unerbittlich ruht sein harter Richterblick auf der schlanken, leidvollen Gestalt: „Dein Mann, sage ich, liebe Therese, hat — ihr beide habt unverzeihlich gelebt.“

„Wir?“ fragt sie entsetzt über diesen Vorwurf, dessen Tragweite ihr nicht klar ist.

„Jawohl. Ihr seid bedeutend über eure Verhältnisse gegangen.“

„Aber das ist ja gar nicht möglich!“ stammelt die Frau verwirrt, „wir haben doch so einfach gelebt, genau wie wir beide es von den Eltern her gewöhnt waren,“ und hilflos blickt sie zu dem vor ihr stehenden Schwager auf.

Er sieht über sie fort, während seine Hand mechanisch mit einem Papiermesser spielt. „Einfach gelebt,“ wiederholt er achselzuckend, „was ihr eben einfach nanntet. Ihr stammt beide aus wohlhabenden Familien, unser Vater war Gutbesitzer, der deine Kaufmann. Das Einkommen wechselte, und ihr Gewinn steigerte sich mit dem Fleiß — Edmund aber war Beamter und als solcher auf bestemmtten Gehalt angewiesen!“

„Er hatte ja die Zinsen meines Vermögens.“ Die junge Frau richtet sich höher auf, etwas stolz Abweisendes tritt in ihr blaßes Gesicht, als sie den teuren Verstorbenen verteidigt. „Die Zinsen meines Vermögens?“ Er schüttelt den Kopf und zieht kritisch die dünnen, grauen Augenbrauen in die Höhe. „Solltest du wirklich nicht wissen, liebe Schwägerin, daß dein Mann (er vermeidet ängstlich den Ausdruck mein Bruder, als wolle er jegliche Zusammengehörigkeit dadurch verneinen) unvernünftig mit deinem Vermögen spekuliert, Indufriepapiere dafür gekauft hat, die gegenwärtig völlig wertlos sind hier?“ — er schlägt mit der flachen Hand auf einen Haufen loser Zettel — „diese unquittierten Rechnungen.“

Frau Therese starrt ihn aus großen, entsetzten Augen an; langames Verständnis geht in ihrem ausdrucksvollen Gesicht auf. Sie schüttelt wieder und wieder den Kopf: „Es ist nicht möglich!“ murmelt sie vor sich hin.

„Nicht möglich?“ greift der Schwager mit scharfer Betonung auf, „hältst du mich für einen Lügner?“ Er zieht sich steif und gerade in die Höhe, als richte er sich in seiner Ehrenmann-Nüchternheit zurecht, „du darfst nur hier in diese Bücher sehen.“

„Ich verstehe ja nichts davon,“ flüstert die arme Hilflose. „Verzeih, ich vergaß“ — fast wegwerfend klingt der Ton — „ihr Frauen habt von Vermögensverhältnissen nicht die geringste Ahnung, darum geht ihr auch so unverantwortlich damit um. Aber Edmund — den begreife ich nicht! Sein Verstand geht über meinen Verstand. Wie ist eine solche Pflichtvergessenheit nur möglich bei einem Beamten!“

„Pflichtvergessenheit?“ Die Witwe fährt auf, ihre schlaffe Haltung gewinnt an Festigkeit, die verweinten Augen folgen unnatürlich groß und brennend ihrem Feindgen, der die Hände auf dem Rücken, würdevoll-gemessen im Zimmer auf- und ab-schreitet. Ein Etwas in ihrem Ton läßt ihn stillstehen.

„Natürlich pflichtvergessen,“ wiederholt er gereizt, „oder nennst du es etwa anders, wenn ein Mann jahrelang nur an Freude und Vergnügen, aber nicht an die Zukunft denkt und nach seinem Tode die Familie im Elend zurückläßt?“

„Im Elend!“ stöhnt die junge Frau und schlägt die Hände vors Gesicht. Einen Augenblick verharrt sie reglos, dann sieht sie auf und läßt die Arme sinken. „Klage ihn nicht an, meinen über alles geliebten Mann — bei seiner Gesundheit und Kraft, seiner Tüchtigkeit hatte er auf ein langes, erfolgreiches Leben gerechnet, er hätte alles wieder gutgemacht und geordnet!“ Ein rührendes Stehen liegt in den groß zu ihm aufgeschlagenen Augen, in dem innigen Ton der thränenverschleierten Stimme.

Aber der pedantische Schwager hat für solche Unklarheit kein Verständnis: „Liebe Therese, wir müssen hier mit der Thatfache rechnen. Was Edmund später vielleicht gethan hätte, nützt uns nichts mehr,“ sagt er breit und salbungsvoll und rückt seine schwarze Halsbinde zurecht. „Hast du je darüber nachgedacht, was aus dir und den Kindern werden soll? Wovon ihr leben wollt?“

Wie furchtbar das klingt! Die Frau fährt entsetzt zusammen. Nein, darüber hatte sie allerdings noch nicht nachgedacht, nie und nimmer. Aus einem wohlhabenden Elternhaus führte sie ihr guter Mann, der sie verwöhnte und für sie sorgte und dachte, in gesicherte Verhältnisse, die sie schützend umgaben. Jetzt plötzlich tritt sie drohend an sie heran — die ganz gemeine Sorge um das tägliche Leben.

Die Arme schüttelt verneinend den Kopf; unfähig zu sprechen, die auf sie einströmenden, spukhaften Gedanken auch nur zu übersehen, klar aufzufassen. Sie wirbeln in ihrem gequälten Hirn wie Fiebergestalten — dumpf aufstöhnend wirft sie die Arme auf den Tisch und legt den Kopf darauf. Krampfhaftes Zucken erschüttert ihren Körper, aber keine Thräne, kein Wort erleichtert ihr das Herz. Stumm liegt sie da, gebrochen an Leib und Seele.

Tiefes Schweigen. Der Schwager hat seine Wanderung durchs Zimmer eingestellt und sieht auf sie nieder mit rätselhaftem Ausdruck. Mitleid und halbunbewußte Bemüthung sprechen aus seinem in Devotion altgewordenen Beamtengefühle.

Da ist es ja, das Ende, das er so oft vorausgesagt! Nun ist es auch über sie gekommen, über die sorglosen, heiteren Augenblicksmenschen, deren sonntages Glück ihn stets verstimmt. Jetzt brechen die Sorgen über sie herein.

Und wie Raubvögel fallen sie über die zurückgebliebene Frau her und fressen ihr am Herzen. Die entsetzliche Zukunft! Wie eine endlose Nacht ohne Lichtstrahl liegt sie vor ihr.

Armes Weib! Sie ist so unvorbereitet für den Jammer des Lebens! Etwas wie Nüchternheit zuckt über das Gesicht des Mannes, er räuspert sich und schluckt, um seiner Bewegung Herr zu werden: „Liebe Therese, ich werde Minna rufen,“ sagt er endlich unsicher — das ist der Bruder unverheiratete, jüngere Schwester, die bisher bei Edmund im Hause lebte — „sie soll über das weitere mit uns beraten.“

Die junge Frau antwortet nicht. Sie hört weder ihn, noch das Dessen und Schließen der Thür und Minnas Eintritt. Die Schwägerin ist sozusagen eine geräuschlose Erscheinung, sie geht fast unbemerkt durchs Leben. Bis auf wenige Ausnahmen schleicht sie sich stets anderer Leute Meinung an; eine kleine, engbegrenzte, leidlich gutmüthige Natur, die fanatisch am Herkommen hängt und ihre eingebilddete Würde als Beamtenchwester mit steifem Hochmut trägt.

„Du wünschst, lieber Otto?“ fragt sie höflich und setzt sich kerzengerade auf einen Hohnstuhl.

Er räuspert sich: „Liebe Minna, ich muß dir leider sagen, daß zur Gewißheit geworden, was ich längst fürchtete. Edmunds Vermögensverhältnisse sind traurig, es bleibt nach Abwickelung der Schulden voraussichtlich nur ein kleiner Bruchteil für die Familie.“

Minna macht ein klägliches Gesicht und ringt die Hände; am liebsten hätte sie laut gejammert, aber das verbietet ihr der Respekt vor dem Bruder.

„Ich möchte mit dir in aller Ruhe und Einsicht über das weitere beraten, Therese ist dessen heute unfähig, es stimmt so vieles auf sie ein. Zunächst muß die teure Wohnung gekündigt und ein Teil des Haushaltes aufgelöst werden. Was aus den Kindern wird“ — da hebt die junge Witwe aufhorchend den Kopf — „müssen wir mit den Verwandten beraten.“

„Bis jetzt hat Therese starr, leblos dagelegen, ohne mit Wort oder Bewegung ihre Teilnahme zu verraten, nun richtet sie sich auf, streicht mechanisch das dunkle Haar aus der Stirn und sieht den Schwager an. Was aus den Kindern wird? Wie soll sie das verstehen? „Wie meinst du das?“ fragt sie laut, und ihre Stimme klingt hell.

„Liebe Therese, ich meine, daß wir uns an deine vermögenden Verwandten wenden.“

„Und um Almosen für mich bitten?“ unterbricht sie ihn scharf und runzelt die Brauen.

„Ich bitte dich,“ er reißt sich nervös die Hände, „nimm das Unvermeidliche nicht tragisch! Deine reichen Verwandten werden dir gern eine kleine Unterstützung gewähren, das nennt man doch nicht ‚Almosen.‘“

Der persönliche Stolz der jungen Frau bäumt sich auf. Sie, die ehemals vermögende, angesehene Gerichtsfräulein und — sich von anderen unterstützen lassen! Von anderen, zu denen sie scheinbar durch Bande des Blutes gehört, die sie in Wahrheit aber weder liebt, noch schätzt. Es ist demütigend, qualvoll.

„Denke an die Kinder!“ mahnt der Schwager, der ihren Kampf ahnt und ihn zu beschwichtigen weiß; sie hängt den Kopf und schweigt. „Uebrigens wollte ich auch jetzt nicht von Unterstützung, sondern von etwas Wichtigem reden.“ Er geht majestätisch auf und nieder und rückt am Halsfragen, als ob nur der ihn hindere, die rechten Worte zu finden. „Liebe Therese, hier kannst du natürlich nicht bleiben, aus mehrfachen Gründen nicht. Vor allem ist es zu teuer hier, du mußt in eine kleine Stadt, wo du dich leichter einschränken kannst.“

Die junge Frau neigt bejahend das Haupt mit der stumpfen Ergebung eines gequälten Menschen, dessen Leidensmaß voll ist.

„Nun aber geht dein ältester Knabe Edmund seit einem Jahr zur Schule; der zweite ist für Ostern angemeldet,“ — ein geängstigter Ausdruck tritt in Theresens Gesicht; wo will der Schwager hinaus? — „in einer kleinen Stadt sind schlechte Schulen, und die Knaben müssen doch eine ihrem Stand angemessene, gute Erziehung erhalten.“ — In atemloser Spannung mit halbgeöffneten Lippen und weit offenen Augen liegt ihm die Mutter jedes seiner Worte vom Munde. — „Da ist es das Beste und einzig Richtige, (mit erhobener Stimme) Edmund bleibt hier und kommt zu mir!“

Die gequälte Frau zuckt zusammen, aber kein Laut entschlüpft ihr. Nur ein neuer, fremder Ausdruck tritt in ihre Augen; ihre schlaffe Haltung wird sicherer, fester.

Der Schwager geht im Zimmer auf und nieder und bemerkt es nicht, weil er sie nicht anzusehen wagt. „Du behältst die zwei kleinen Mädchen bei dir und Max, den zweitältesten, nehmen hoffentlich — ich will gleich heute in dem Sinn an sie schreiben — deine reichen Verwandten in B. zunächst in Pension. Sie haben einen Sohn in gleichem Alter, der würde in Max bald einen Spielgefährten und Bruder finden.“

„Nein!“ laut, klar wie Glockenton hallt es durchs Zimmer, fast wie ein Eid.

Minna, die zu allem bis jetzt mit dem Kopfe genickt, fährt entsetzt empor — der Bruder verträgt keinen Widerspruch. Er bleibt kurz stehen, beide starren die junge Frau an.

Sie ist eine andere geworden! Hochaufgerichtet, den dunklen Kopf zurückgeworfen, die flammenden Augen auf den Schwager gerichtet, eine Hand auf den Tisch gestützt, steht sie vor ihnen. Keine Muskel zuckt in dem blaßen Gesicht, das in Siegesfreude leuchtet, die Frau ist wie berauscht von der plötzlich erwachten Willenskraft, die sie innerlich erstarken fühlt. Sie hat einen Halt gefunden, den besten in der Welt — den Halt in sich selbst.

„Die Kinder bleiben bei mir, alle vier! Ich lasse keines fort in fremde Häuser, an fremde Herzen,“ entscheidet sie energisch, und in ihrer Stimme grollt die Empörung über jene Zumutung.

Der Schwager schüttelt siegreich seine Verwunderung ab und findet endlich die Sprache wieder: „Liebe Therese, du bist tragisch und unvernünftig. Du mußt dich einfach fügen. Das ‚Muß‘ hat noch stärkeren Willen gebrochen als den deinen.“

„So? Meinst du?“ fragt die junge Frau kalt und überlegen.

„Allerdings! Wenn deine Kinder darben, dann wirst du dich fügen.“

„Nein, lieber Schwager, dann werde ich arbeiten!“ entgegnet sie mit Nachdruck und Ueberzeugung.

„Arbeiten? Du?“ Er bleibt ungläubig vor ihr stehen, „ja, was denn?“

„Was?“ Die Begeisterung der opferwilligen Mutter droht zu sinken vor diesem einfachen, praktischen „Was.“

„Hast du dein Examen gemacht?“ Nein. „Wilst du Klavierstunden geben? Dazu reichen deine Kenntnisse höchstens für Anfänger, und du würdest jämmerlich bezahlt. Englisch und französisch hast du vergessen, wie alle anderen, die es nicht üben. Handarbeitslehrerin? Vom Ertrag kann, wie allgemein bekannt, eine Person wohl bequem verjüngern, aber daß sich eine Mutter und vier Kinder dadurch ernährten — das hab ich noch nie gehört. Also?“

„Ich könnte ja Pensionäre nehmen,“ schlägt die arme Frau unsicher vor, die alte Mitleidigkeit droht sie zu überkommen.

„Pensionäre nehmen? Liebe Therese, du bist sehr unerfahren, du weißt zu wenig vom Welt und Leben. Hier sind Pensionen, wie Sand am Meer, die Auswahl groß, die Preise klein. Es klang ja sehr schön, wie du sagtest: Arbeiten! (mit Pathos!) Aber laß du lieber andere für dich sorgen. Du hast ja, Gott sei Dank, reiche Verwandte, die dir gern helfen; du selbst verstehst zu wenig vom Leben!“ Sein Ton klingt väterlich-überlegen — Theresens Unfähigkeit ist erwiesene Thatsache.

„D nein, doch nicht. Sie glaubt nicht daran. Ihr neu erwachter Wille läßt sich nicht mehr verleugnen; sie will etwas leisten, und wer ernstlich will — der kann. Nur Zeit und Ruhe zur Ueberlegung, um sich nicht überrumpeln und zu einem Entschluß zwingen zu lassen.“

„Lieber Schwager,“ sagt sie freundlich auf ihn zutretend, „ich danke dir für deinen guten Willen. Heute bin ich zu erschöpft, ich kann nicht mehr! Bitte, laß mir Ruhe bis morgen.“ Mit gewinnendem Gruß, ruhig-sicherer Haltung geht sie hinaus.

Der Schwager starrt verblüfft auf die sich schließende Thür. Die Willenskraft einer Frau, die halb aus aufopferungsvollem Herzen, halb aus natürlichem, klarem Verstand hervorgeht, ist allmächtig.

Stundenlang schritt die thatenkühne Mutter in ihrem Zimmer auf und nieder. Sie grubelste und sann, erfand und verworf Pläne, Abenteuerliches und Alltägliches schien ihr abwechselnd erreichbar oder unmöglich. Da — wie ein Blitz — durchzuckte sie ein Gedanke, der, fester und zäher, als alles Vorhererwogene, sich nicht mehr bannen ließ; er kam wieder und wieder, wie ein unerwarteter Bittsteller, bis sie ihn annahm. Die darauf folgende Nacht schlief die Witwe zum erstenmal wieder traumlos, tief und ungestört; die Ruhe des festen Entschlusses war über sie gekommen.

Ruhig, freundlich und selbstbewußt tritt Frau Therese am andern Morgen ihrem Schwager entgegen. Er stutzt, als er sie ansieht, und erwidert ihren Gruß sehr gemessen. Fräulein Minna sieht unruhig von einem zum andern und ist sehr gespannt auf das, was kommen wird, sie liebt die Aufregung. Die beiden Damen nehmen Platz.

„Nun, liebe Therese,“ fragt der Schwager nach einigen einleitenden Redensarten scheinbar huldvoll, „du hast dir nun meinen verständigen, gutgemeinten Vorschlag betreffs der beiden Knaben hoffentlich reiflich überlegt und dich entschieden, nicht wahr?“

„Ja, allerdings,“ nickt sie liebenswürdig.

„Er atmet erleichtert auf: „Und zu welchem Entschluß bist du gekommen?“

„D, zu gar keinem anderen, lieber Schwager! Die Kinder bleiben alle vier bei mir,“ erwidert sie unbesangenen.

Er ist zunächst sprachlos; dann bricht sie aus, die ganze Festigkeit eines herrschsüchtigen Mannes, der nie Widerspruch vertragen und am wenigsten von einer Frau.

Sie bleibt ganz ruhig; leicht in den Sessel gelehnt, beide Hände lässig verschlungen, hört sie seine Gründe, seine Aus-

[Nr. einander... schließt e... vielleicht... Wollen u... Da... sich für n... heit. Re... soll nicht... hast preß... beherrsch... „Th... setzt sich... Sie... mut pack... nungen... für Dam... Min... und hält... vernom... Der... die klein... Therese... auf: „Z... leidigend... „Die... verloren... spricht a... die Kind... daß mein... Geschick... zu mein... land sch... Fabrik... Außerde... mein kl... Mangel... leiten... Unterhal... macht, n... ist sie a... ermutigt... Er... sie ersch... sie offen... kaum ge... Ruhe... Die... mene E... schändlic... von and... Fremden... „F... lacht, er... gehörig... Fr... in ent... verwirr... die ver... sie eben... Kinde i... Fremde... „A... lebst ja... kanst... „D... bricht... bruchst... verfolge... haben... zu fühl... geisterr... D... er sein... seiner U... es thut... heute b... werden... doch... bei mi... Theres... Stahl... „... spricht... zumut... dir wi... flühen... dazu... Schne... meine... Hand... Nivea... du th... „... denke... tuch, ... dir n... wedig... Bried... Stan... funde... fest, ... schür...

einandererkennungen an. „Also arbeiten, arbeiten willst du!“

„Das nicht, aber ich habe eine Thätigkeit gefunden, die sich für mich eignet,“ entgegnet sie mit der früheren Gelassenheit.

„Ah, eine Thätigkeit,“ sagt der Schwager beißend und setzt sich.

Sie überhört scheinbar die Ironie, ein plötzlicher Wagemut packt sie. „Ich werde den Haushalt auflösen, alle Rechnungen bezahlen und vom Rest meines Vermögens ein Atelier für Damenkleider eröffnen.“

Minna fährt mit einem Aufschrei vom Stuhl in die Höhe und hält sich beide Ohren zu, als ob sie etwas Furchtbares vernommen.

Der Schwager bleibt zunächst sitzen, unheimlich ruhig, nur die kleinen Augen funkeln durch die Brille; er starrt sie an —

„Lieber Schwager, ich habe durchaus den Verstand nicht verloren, im Gegenteil, die vorgelegene Idee ist gut, es spricht alles dafür. Daß ich stets die Garderobe für mich und die Kinder aus Liebhaberei selbst gefertigt, weißt du, ebenso, daß meine Kleider allgemeine Bewunderung erregten.“

„Wähle nicht so hochtrabende Worte, wer wird nach dem Eklat noch mit dir verkehren? Kein Mensch deines alten Kreises, dessen Liebe du freiwillig verscherzest.“

„Du denkst zu niedrig von unseren Freunden! Bleibe ich nicht dieselbe gebildete, formgewandte Dame, die ich gewesen?“

„Du warst in erster Linie Gerichtsrätin, meine Teuerste, vergiß das nicht! Als Schneiderin hast du keine Stellung mehr!“

„Über als Mutter, die für ihre Kinder arbeitet! Ist das nicht auch eine mütterliche Standesehre, die mehr wert ist, als die gesellschaftliche des Mannes, an der die Frau nur indirekt, zufällig Anteil hat?“

„Laß deine Sophismen! Bei mir richtest du damit nichts aus und bei jedem anderen vernünftigen Menschen auch nicht.“

„Ja!“ Es klingt unerträglich. Der Schwager macht sein hochmütigstes Gesicht: „Auch dann, wenn ich, wenn wir jede verwandtschaftlich-naher Beziehung zu dir lösen?“

Frau Therese schwankt keinen Augenblick. „Auch dann!“

„So hab' ich dir nichts mehr zu sagen.“ Der Ton des Mannes ist eisig. Verbißene Wut liegt auf seinem selbstgefälligen Gesicht.

Er greift nach Hut und Handschuhen, nimmt den Stock und geht hinaus — ohne Wort, ohne Gruß.

Schwester Minna folgt ihm mit Aplomb. Frau Therese ist allein. Hochaufatmend breitet sie die Arme aus, als wolle sie die erkaufte Freiheit umfassen, tiefe Befriedigung liegt auf ihrem Gesicht.

Sie mietete eine kleine Wohnung, richtete sie beaglich ein, schrieb an ihren Bruder um Probestellungen, abonnierte auf die besten Modeblätter und harrete angstvoll der ersten Kunden.

Wo waren sie, die alten Freunde, auf die sie gerechnet hatte? Alle blieben aus. Hin und wieder, anfangs vereinzelt, kamen Fremde, die nicht der „Gesellschaft“ angehörten, die Frau Therese als unter ihr stehend früher kaum beachtet hatte —

Jetzt mußte sie ihnen dienstbar sein. Sie fragte nach deren Wünschen und kam deren Geschmack mit Vorschlägen entgegen. Wie manche taktlose Zurückweisung erschwerte der feingebildeten Frau die Abhängigkeit von einem unberechenbaren Publikum!

Aber die Demütigung des Tages machte ein froher Abend gut. Dann saß die glückliche Mutter mit ihren vier Kindern lachend und plaudernd im traulichen Wohnzimmer und schöpfte aus dem Großsinn der Thren Mut und Kraft zum unverdroffenen Weiterschaffen. Der Erfolg lohnte ihr Opfer! Die Bestellungen mehrten sich, sie mußte eine Hilfskraft nach der andern engagieren, ihre Einnahme wuchs — nur die „alten Freunde“ blieben dauernd fern. Kalt und steif grüßten sie bei zufälligem Begegnen auf der Straße die ehemalige Standesgenossin. Kein Zweifel — die „Gesellschaft“ hatte sie ausgestoßen.

Die charaktervolle Frau zuckte die Achseln und überließ seit dieser Erkenntnis geflissentlich all ihre früheren Bekannten. Den schmalen Kopf annützig zur Seite geneigt, die schlankte Gestalt einfach-vornehm, tadellos gekleidet, ging sie als Fremde durch die Straßen, und die ehemaligen Freunde (!) sahen sich heimlich nach ihr um und zischelten: „Thut sie nicht, als ob sie noch Gerichtsrätin wäre?“

„Wenn sie wenigstens schüchtern und gedrückt austräte, dann würde man Mitleid mit ihr haben, aber so —“

„Schade ist's doch, daß man bei ihr nicht arbeiten lassen kann, die Sachen sitzen tadellos! Aber, welchen Ton sollte man anschlagen? Unferesgleichen ist sie nicht mehr — es ist recht peinlich, daß man früher befreundet war“ u. s. w.

Fräulein Minna, die vornehme Arbeitslose, die sich von den Geschwistern erhalten ließ, verkehrte nach wie vor in der „Gesellschaft“, man war allgemein so taktvoll und zartfühlend, die degradierte Schwägerin, die sich durch eigene Schuld unmöglich gemacht hatte, totzuschweigen.

Ist es nötig, hinzuzufügen, daß vorstehende Geschichte auf dem Mond passierte? Auf der Erde wäre doch so etwas in unserer aufgeklärten Zeit nicht möglich!

„Aber, lieber Bruder, wie kannst du so etwas von mir denken!“ schluchzt Fräulein Minna beleidigt in ihr Taschentuch, „dazu habe ich doch zuviel Standesehre.“

„Brav so, meine Schwester, ich hoffe, daß ich mich in dir nicht auch geirrt,“ sagt er salbungsvoll. „Du wirst abwechselnd bei mir und Schwester Bertha leben.“

Die gelobte Minna nickt und schluchzt. „Ich wollte, Therese wüßte, was sie meinem verstorbenen Bruder schuldig ist und hätte einen so hohen Begriff von Standesehre, wie du.“

Bruder und Schwester haben sich in neuem Bündnis gefunden; gehässig sehen sie die entschlossene Frau an, die, sicher, fest, mit verschlungenen Armen, weitere Angriffe erwartet.

Da ändert der Mann seine Taktik. Er sieht, ihr Entschluß ist unabänderlich, jetzt heißt es mit der Thatsache rechnen, um sie möglichst günstig auszubuten: „Gut, Therese, wenn du durchaus bei deiner Idee beharrst, dann führe sie aus, auf dir allein liegt die Verantwortung. Die Demütigung, die du meinem empfindlichen Standes- und Ehrgefühl zumutest, begreift du offenbar nicht. Soviel Rücksicht auf die Familie aber darf ich wohl verlangen, daß du nicht hier dein Atelier eröffnest — diese unerhörte Dreistigkeit kannst du nicht haben.“

„Für meine Kinder kann ich alles, selbst Demütigungen ertragen!“ Wie in Vorahnung mancher kommenden heißt sie mit finsternem Gesicht die Zähne zusammen. „Geh in eine andere Stadt,“ drängt er beschwörend.

„Unmöglich! Ich bedauere deinen Wunsch nicht erfüllen zu können. In einer fremden Stadt sind mir Menschen und Verhältnisse unbekannt — der Selbsterhaltungszwang zwingt mich zu bleiben. Ich bin überzeugt, die meisten Damen unseres großen Freundeskreises werden bald meine Kundinnen werden.“

Er lacht höhnisch über ihre Zuversicht. „Glaubst du wirklich? Du bist naiver, als ich dachte. Keine deiner alten Freundinnen wird dir die Ehre anthon, ihre — Kleider bei dir fertigen zu lassen. Du verstehst schlecht mit den beleidigten Gefühlen der guten Gesellschaft zu rechnen. Dein Schritt ist uns allen ein entehrender Schlag ins Gesicht.“

„Du übertreibst. Man beklagt mich allgemein; unsere traurige Lage hat sich ausgesprochen. Die Bekannten überschütten mich mit Mitgefühl und Teilnahme, täglich kommen Kondolenzvisiten. Bedenke doch, durch wieviel Kränze, Palmen, Blumen man meinem guten Edmund und die letzte Liebe erwies, und alle sollten eben diese dem teuren Toten reich bezeugte Liebe nicht auf dessen lebende Gattin und seine Kinder übertragen? Das wäre unmenslich!“

„Wähle nicht so hochtrabende Worte, wer wird nach dem Eklat noch mit dir verkehren? Kein Mensch deines alten Kreises, dessen Liebe du freiwillig verscherzest.“

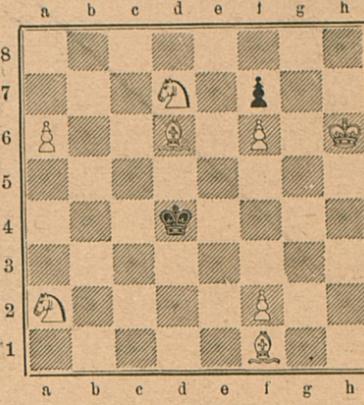
„Du denkst zu niedrig von unseren Freunden! Bleibe ich nicht dieselbe gebildete, formgewandte Dame, die ich gewesen?“

Schach.

Aufgabe Nr. 309.

Von H. F. L. Meyer.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 307 Seite 59.

Weiß.

1. T d 4 — d 6.

Schwarz.

1. K e 3 oder g 5 n. f 4.

Weiß.

2. T d 6 — e 6 oder L b 8 — a 7 matt

A.

Weiß.

1.

Schwarz.

1. L c 1 — d 2.

Weiß.

2. T d 6 — e 6 matt.

B.

Weiß.

1.

Schwarz.

1. Beliebige anberk.

Weiß.

2. T oder S. matt.

Auflösung des Rätsels Seite 59. Die fünf Vokale

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 137 Seite 59.

Von der ersten Sorte befanden sich 12, von der zweiten 18, von der dritten 20 Stück im Schaufenster.

Denn 12 x 40 + 18 x 8 + 20 x 3 beträgt 684.

Diese scheinbar unbestimmte Aufgabe läßt nur die eine eben angegebene Lösung in ganzen positiven Zahlen zu.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „März“.

Fig. 1. Kleid aus Cheviot und Tuch. Zur Anfertigung dieses Kleides hat man marineblauen Cheviot, zur Garnitur graublauen Tuch und dunkelblauen, mit Gold durchschossenen Soutache verwendet.



zur Garnitur graublauen Tuch und dunkelblauen, mit Gold durchschossenen Soutache verwendet. Für den Rock stellt man aus Cheviot und Taffetfutter die Vorderbahn oben 24, unten 50, die beiden gerundet geschmittenen Hinterbahnen je oben 43, unten 130 Cent. breit her, näht die Teile zusammen, garniert den Rock unten, wie ersichtlich, mit einem 11 Cent. breiten, mit Soutache bezierten Streifen von Tuch und ordnet ihn oben in Falten. Die mit langem Puffschloß versehene Taille ist mit nur einem Seitenteil versehen und auf dem aus Tuch geschnittenen Lapteil mit Soutache benäht; derselbe wird an der einen Seite den Borderteilen übergenäht, an der anderen Seite aufgehakt und der Ansatz durch die Jackenteile gedeckt, welchen man am vorderen Bande Kragentelle angehängt hat, die auf der Rückseite mit Tuch zu bekleiden und reversartig umzulegen sind. Die Kragentelle, sowie die dem Puffschloß angehängten kleinen Revers hat man gleichfalls mit Soutache benäht und dem Schoß in der Mitte einen in Falten gelegten Teil aus Tuch eingefügt (siehe die nebenstehende Rückansicht). Ein Stehragen, sowie Taschenpatten aus Goldborte und am Schloß der Ärmel kleine Knöpfe und Schnürschlingen vervollständigen das Kleid, das vorn unter dem Laß mit Haken und Deßen geschlossen wird.

Fig. 2. Frühjahrs-paletot aus Tuch. Der 90 Cent. lange, lose Paletot aus Tuch ist mit Seidenfutter versehen und hinten in zwei nach der Mitte hin geführte Falten gelegt. Derselbe ist vorn mit Haken und Deßen geschlossen, zu beiden Seiten derselben gleichfalls in Falten geordnet und mit bauschigen Ärmeln verbunden, die mit Manschetten abschließen; letztere, sowie der hochstehende Kragen sind, wie ersichtlich, mit verschiedenfarbiger Chenille benäht (siehe die nebenstehende Vorderansicht).



Bezugquelle der Modelle: Berlin, Modebazar Gerson u. Comp.

Die nächste Nummer (Nr. 11) erscheint in 14 Tagen.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Der Fächer und seine Dekoration.

Nachdruck verboten.

II. Der Elfenbeinfächer und die Elfenbeinmalerei.

Die heutige Arbeit behandelt nicht nur den Elfenbeinfächer, sondern giebt als Fortsetzung und Bervollständigung auch für weitere Elfenbeinmalereien die nötigen Fingerzeige.

Hatten wir bei dem Stofffächer eine leichte, skizzenhafte Behandlung der Ornamente und Blumen, so haben wir hier mit dem widerstandsfähigeren Material auch eine kräftigere und scharf konturierte Malerei anzuwenden, ebenso wird sich die Stilart dem Ganzen

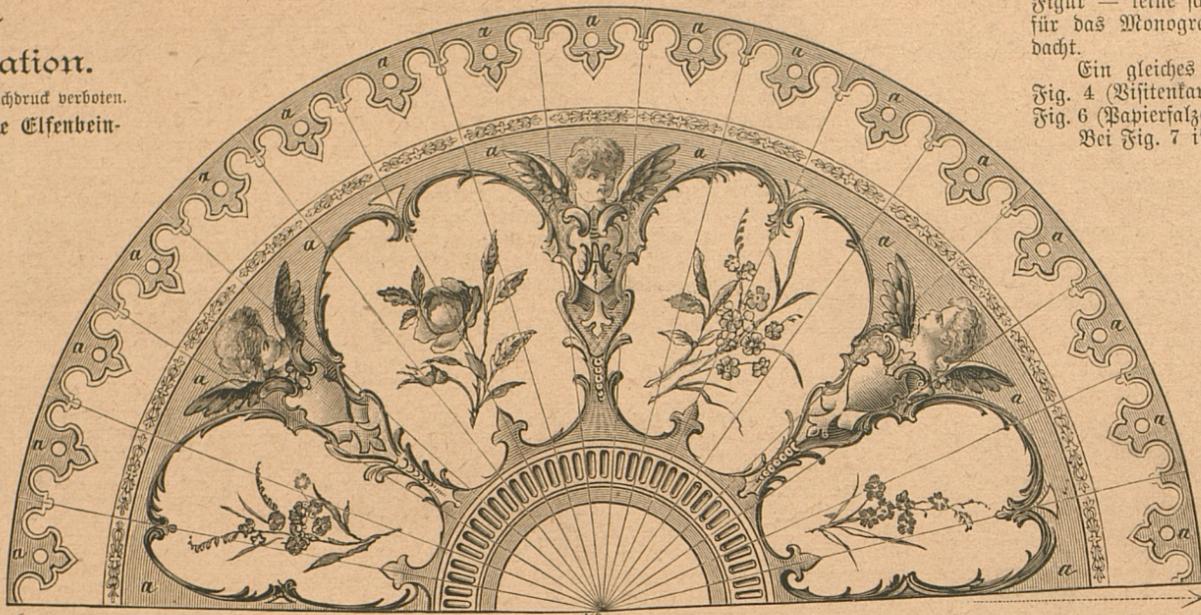


Fig. 1.



Fig. 3.

anpassen müssen. Der Elfenbeinfächer ist trotz des sehr kostbaren Materials kaum teurer als ein Stofffächer, da mit dem Ankauf desselben auch die Kosten gedeckt sind und Nebenkosten, wie Polieren, Fassen etc., nicht entstehen. Der Preis eines 20 cm Halbmesser haltenden Fächers beträgt ca. 20 Mark. Das Farbmateriale liefert uns der Aquarellkasten, es besteht teils aus Aquarellfarben, denen wir eine Benigheit Gummi zusetzen, teils aus Mischungen dieser Farben mit Deckweiß. Der hier gegebene Fächer ist so eingerichtet, daß die Malerei wohl von jeder Dame ohne erhebliche Schwierigkeit ausgeführt werden kann.

Als erste Hauptsache gehört hierzu eine gute Vergrößerung und eine entsprechende Pause.

Um irgendwelche Fettreste, die sich auf dem Elfenbein befinden könnten, zu entfernen, reiben wir mit einem reinen Luche, das wir mit einigen Tropfen Eau de Cologne oder 96 prozent. Alkohol befeuchtet, die Flächen ab. Um ein weiteres Bestaunen der Elfenbeinplatten zu verhindern, spannen wir den Fächer auf ein Reißbrett und befestigen ihn mit Reißnägeln, die natürlich das Elfenbein nur anklammern dürfen. Die Pause wird am saubersten übertragen, wenn wir die Zeichnung rückseitig noch einmal mit Bleistift nachziehen und dann erst übertragen.

Mit einem feinen Marbierpinsel oder einer Schreibfeder zeichnen wir die Kontur. Für Ornamente empfiehlt sich Sepia oder Dunkelbraun. Bei der Farbengebung ist darauf zu achten, daß der Elfenbeingrund möglichst zur Geltung komme. Der obere Rand ist, nachdem er konturiert, mit Sepia colorée (a), der schmale Rand mit Goldbronze und Gummi gemischt zu füllen. Der nächste Raum zeigt das Elfenbein. Das weiße, den Fächer zusammenhaltende Band kann mit feinem Goldornament bedeckt sein, doch muß das Ornament auch diejenigen Stellen decken, die als Elfenbein durch das Unterlegen des Bandes frei werden; gewünschten Falls kann es auch frei bleiben. Die Engeltöpfchen sind mit verschiedenem Braun leicht abzutönen, die Lichtstellen geben auch hier den Elfenbeinton. Für die Einfassung kann eine tiefe dunkelbraune Farbe (Sepia naturale), mit feinen Goldlinien aufgesetzt, außerordentlich wirksam sein. Die Blumen sind hier nur als Skizzen angegeben; farbige



Fig. 7.

Braun haben. Die Taille der Dame ist weiß, wie das Obergewand, das mit Rosen geräfft ist, zu halten; die Schatten erhalten dabei leicht Graublau, die Lichter weiße Farbe, und die Reflexe, um den Seidenglanz hervorzuheben, graue und gelbliche Töne.

Das Unterkleid, ebenso wie die Schuhe, indischgelb, hat in der Lichtseite Elfenbeingrund, im Schatten rötliche bis braune Töne.

Der Cavalier bekommt zinnoberroten Sammetrock, weiße, mit Goldblitzen besetzte Kragepatten, Ärmelaufschläge und Weste. Die Pantalons und Strümpfe sind weiß, die Schuhe dunkelbraun.

Der parkettierte Fußboden ist braun und weiß getastelt.

Eine Fortsetzung für das Behandeln des Elfenbeins durch übermanganäures Kali und Säuren bleibt einem späteren Artikel vorbehalten.*

Oskar Hülker.

* Elfenbeinwaren liefert das Dampf- sägewerk und Schnitzerei für Elfenbein von Heinr. Schulz, Berlin SO., Wassergasse Nr. 12.



Fig. 6.



Fig. 8a und b.



Fig. 2.



Fig. 4.

kleine Sträußchen hierzu sind als Vorlagen in jedem Luxuspapiergeschäft leicht zu erwerben, ebenso ist es das einfachste für diejenigen Damen, welche Figuren malen wollen, daß sie sich Amoretten- oder Kindergruppen auch aus den besprochenen Handlungen beschaffen.

Nachdem die Malerei fertiggestellt ist, nehmen wir klaren Spirituslack und überziehen damit die Arbeit; das Elfenbein bleibt dabei möglichst unberührt.

Die weiteren kleinen Vorlagen sollen nicht nur eine Idee geben, wie derartige Sachen zu dekorieren sind, sondern auch für einen Versuch zum Elfenbeinmalen genügen. Erst nachdem hier eine Probe zur Zufriedenheit ausgefallen, ist es ratsam, die größere Arbeit zu beginnen.

Fig. 2 ist ein sehr praktischer, kleiner Taschenspiegel, ein leichter Zweig, ein paar Blättchen und Blüten, dazu die kleine



Fig. 5.